

# Der Deutsche Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 20

Duisburg, den 16. Mai 1931

32. Jahrgang

## Zum Jubiläum der Enzyklika „Rerum novarum“

**A**m 15. Mai sind es 40 Jahre, seitdem der große Papst Leo XIII. jenes berühmte Rundschreiben an die ganze Welt erließ, das unter dem Titel „Rerum novarum“ bekannt ist. Kaum je hat eine kirchliche Kundgebung ein solches Aufsehen erregt und so bedeutungsvoll in das Leben der Menschen und der Völker eingegriffen wie diese Enzyklika. Die Bedeutung beruht darin, daß hier von der höchsten Stelle der katholischen Kirche zu einer Reihe von Problemen, die seit Aufkommen des Industrialismus das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen bedrängen, in klarster Weise Stellung genommen wurde. Neben dieser allgemeinen Bedeutung für die gesamte Christenheit hatte dann das Rundschreiben jeweils eine besondere Bedeutung für die verschiedensten Länder. Diese besondere Wichtigkeit ergibt sich aus den Meinungsverschiedenheiten, die je nach den Verhältnissen verschiedener Länder auf dem Gebiet der staatlichen Sozialpolitik. Wir werden im weiteren Verlauf dieser Darlegungen schildern, inwiefern beispielsweise dem päpstlichen Rundschreiben im Hinblick gerade auf Deutschland ebenfalls eine solche besondere Wichtigkeit zukommt. Zunächst aber sei der ganz allgemeinen Bedeutung dieser Enzyklika das Augenmerk zugewandt.

Diesem päpstlichen Rundschreiben waren jahrzehntelange Beratungen unter katholischen Wissenschaftlern verschiedener europäischer Länder vorausgegangen. Diese Beratungen bezogen sich auf die überaus großen Schwierigkeiten, die aus der sogenannten sozialen Frage allenthalben erwachsen. Dabei spielte das Verhältnis von Unternehmer und Arbeiter eine ganz hervorragende Rolle. Die katholisch-soziale Denkweise der Männer, die zu den erwähnten Beratungen in der sogen-

annten Freiburger Union zusammenkamen, gingen davon aus, daß die neuere Wirtschaftsweise und Wirtschaftsgestaltung das Leben des arbeitenden Menschen in der verschiedensten Weise grundsätzlich bedrücke. Vornehmlich ist es die Ueberzeugung, daß die Vorherrschaft des Kapitals und seines Interesses an der heutigen Wirtschaftsordnung die menschliche bzw. persönliche Seite des Arbeitsverhältnisses völlig untergrabe, was in jenem Kreis zu sehr scharfen Formulierungen geführt hatte. Für die Kirche mußte natürlich in erster Linie immer die Frage aufgeworfen werden, ob und inwiefern durch die Wirtschaft und ihre Gestaltung das Zusammenleben der Menschen nach der sittlichen Seite gefährdet werde.

Die ganze Enzyklika steht unter dem großen Gesichtspunkt: Die Wirtschaft hat eine entscheidende Bedeutung für das Menschenleben; sie ist die Grundlage für die gesellschaftliche Existenz, und deswegen kommt es darauf an, daß sie vor Ausartungen behütet werde. Vielmehr soll alles aufgeboten werden, um aus der Wirtschaftstätigkeit der Menschen heraus jenes bescheidene Glück zu gestalten, das den Menschen, und zwar allen Menschen hienieden zu erreichen überhaupt möglich ist. Diese Gesamtüberlegungen werden nun unter den be-

sonderen Gesichtswinkel gerückt, wie sich dabei die Lage des arbeitenden Menschen gestaltet und zu gestalten hat. Auch hier kann man mit einer einzigen Formel den Inhalt knapp zusammenfassen: Der Arbeiter soll möglichst Eigentümer werden. Daher muß die Frucht seiner Arbeit ihm soweit zufallen, als es mit der Fortsetzung der Wirtschaft überhaupt verträglich ist. Es muß also alles aufgeboten werden, daß der Arbeiter einen gerechten Lohn erhalte. Gerecht ist gleichzusetzen mit dem, was sich aus der Wirtschaft überhaupt, bei Beachtung der Notwendigkeiten für die weitere Fortsetzung



Papst Leo XIII.



Gesellenvater Kolping



Bischof Ketteler



Prälat Hige

### Die Führer des sozialen Gedankens im deutschen Katholizismus des 19. Jahrhunderts

derselben, herausholen läßt. Dabei ist zugleich alles aufzubieten, eine solche Organisation des Arbeitsprozesses herbeizuführen, daß in derselben und durch dieselbe die Persönlichkeit des arbeitenden Menschen nicht beeinträchtigt werde. In dieser Hinsicht ergehen sehr strenge und entschiedene Anforderungen an die Betriebsherren. Aber der Arbeiter muß auch gegen sich selber geschützt werden: Er hat nicht das Recht, von seiner Persönlichkeit auch nur das geringste Teilchen preiszugeben. Genau so also, wie er gegen Ausbeutung durch andere geschützt werden muß, so muß er auch gegen ruinöse Selbstpreisgabe geschützt werden. Denn niemals steht er allein, immer ist er zugleich Glied einer Gemeinschaft, und zwar in erster Linie der Familiengemeinschaft. Der Persönlichkeitsschutz wird mit so großer Eindringlichkeit betont, daß es fast als Selbstverständlichkeit erscheint, wenn der Papst gegen allen Mißbrauch und gegen alle Ausbeutung der Persönlichkeit den Staat aufruft. Von hier aus ergibt sich die Ewigkeitsbedeutung, die der Enzyklika zukommt: sie stellt den Staat auf den Boden des sozialen Staates. Wir werden die Wichtigkeit dieses Sachverhaltes am besten ermessen können, wenn wir uns nun der besonderen Bedeutung zuwenden, die das Rundschreiben für Deutschland gehabt hat.

Das päpstliche Rundschreiben fand in Deutschland eine Situation vor, in der dasselbe von weitestgehender grundsätzlicher Tragweite sein konnte und tatsächlich gewesen ist. Immer mehr hatte sich in der Zeit vor dem Erscheinen der Enzyklika das katholische deutsche Volk der Notwendigkeit einer staatlichen Sozialpolitik zugewandt. Lange bevor der Staat selber die Pflicht zu solcher sozialpolitischer Betätigung anerkannte und praktisch stabilisierte, hatte sich der deutsche Katholizismus mit dem Problem der Notwendigkeit eines solchen staatlichen Tuns auseinandergesetzt. Es ist hier insbesondere an die Wendung im Leben des großen Bischofs von Ketteler zu erinnern. Bis gegen Ende der sechziger Jahre hatte Ketteler immer wieder die Sozialreform aus der eigenen Kraft der Selbsthilfe der Beteiligten heraus gefordert. Sozialreform, das war die Auffassung, sollte um ihrer selbst willen betrieben werden, d. h. also nicht aus irgendwelchen anderen, insbesondere staatlichen Interessen heraus. Der sozialen Betätigung des Staates aus Gründen der Staatsräson war Ketteler bis dahin stets abgeneigt gewesen. Man muß das aus den verschiedensten Gründen heraus verstehen. Zunächst deswegen, weil Ketteler wie die meisten christlich-sozialen Denker auf dem sogenannten großdeutschen Standpunkt stand: man wollte eine Lösung der „deutschen Frage“ im Zusammenhang mit Oesterreich, lehnte also die Lösung ab, die Preußen zum Träger eines neuen und eigenen Deutschen Reiches machen sollte. Als aber im Jahre 1866 diese Frage durch die Waffen ausgetragen wurde und Bismarck daranging, tatsächlich das neue Deutschland zu errichten, hielt Ketteler es aus politischen und auch aus jesuitischen Gründen für richtiger,

zunehmend den Tatsachen Rechnung zu tragen und dem Katholizismus in dem neuen Deutschen Reich eine Position zu erobern. In diesem Zusammenhang tauchen auch die ersten sozialpolitischen Überlegungen bei ihm auf. Die Grundauffassungen Bismarcks schienen ihm eine Gewähr dafür zu sein, daß den Schwierigkeiten des sozialen Lebens durch eine staatliche Sozialpolitik unmittelbar begegnet werden müßte, soweit eine Lösung dieser Schwierigkeiten einfach nicht mehr zu umgehen war. Die Idee der Sozialreform aus der Gesellschaft heraus wurde deswegen natürlich nicht preisgegeben, trat aber gegenüber den vordringlichen Problemen des praktischen Lebens in den Hintergrund. Diese Wendung bei Ketteler ist für die spätere Entwicklung von größter Bedeutung gewesen, denn nun hatte die Forderung nach staatlicher Sozialpolitik jene Resonanz, wie sie allein der große Name des gefeierten Bischofs gewähren konnte. Anfangs der siebziger Jahre sehen wir Ketteler damit beschäftigt, ein förmliches soziales Programm für die parlamentarische Behandlung vorzubereiten.

Als nun Bismarck Ende der siebziger Jahre mit starker Initiative die Frage der staatlichen Sozialpolitik praktisch in Angriff nahm, war ein großer Teil der deutschen Katholiken bereits für eine solche Betätigung gewonnen. Das ist um so bedeutsamer, als bekanntlich der deutsche Katholizismus eben erst durch die schwierigsten Jahre des sogenannten Kulturkampfes hindurchgegangen war, der dem deutschen Katholizismus ungeheure Opfer auferlegt hatte. Ketteler ließ sich aber durch diese Vorgänge keineswegs abschrecken, denn immer mehr war er in die Idee vorgezogen, den Staat zu dem Versuch der Überbrückung der größten sozialen Schwierigkeiten aufzurufen. Bekannt ist, daß alsdann die deutsche Sozialpolitik, die seit den achtziger Jahren praktische Gestalt annahm, in den wesentlichsten Punkten gerade von katholischer Seite vorangetrieben und gefördert worden war. Hier kommt vor allen Dingen der große Vorkämpfer der Sozialpolitik, Franz Hige, in Betracht, von dem man wohl sagen kann, daß er die deutsche staatliche Sozialpolitik im wesentlichen geradezu aufgebaut hat. Unermüdllich hat Hige im Parlament um die Sozialpolitik gekämpft und das Interesse der deutschen Katholiken dafür wachgerufen.

Andere Seiten der Enzyklika sind in ihrer vollen Tragweite eigentlich erst in unseren Tagen der Menschheit aufgegangen. In Betracht kommt hier insbesondere die Stellungnahme, die das Rundschreiben zu der Frage der Heimführung der Arbeiterschaft nimmt. Der Liberalismus und im Anschluß daran der Sozialismus hatten es mit sich gebracht, daß die Freizügigkeit als eine unbedingte aufgefaßt wurde. Dabei ging immer mehr die Bodenständigkeit und das Verwachsensein mit der Scholle verloren. Infolgedessen war es in der Zeit vor dem Weltkrieg nur sehr schwer möglich, in den Kreisen der Arbeiterschaft selber für Siedlung und Wohnungskultur auf Seite der Arbeiterschaft einzutreten. Meist wurden die Vertreter solcher

Ideengänge als Phantasten oder Sonderlinge behandelt. Die Wendung in dieser Hinsicht brachte der Weltkrieg. Er hat die Menschen der Scholle wieder näher gebracht und die Heimstätte zu einem erstrebenswerten Faktor im Leben des Arbeiters gemacht. Allenthalben sehen wir daher heute Bemühungen bis tief in die Kreise der Sozialisten hinein, Siedlung und Heimstätte zu pflegen und damit dem Arbeiterleben ein anderes Gesicht zu geben.

Auch eine andere Seite des Rundschreibens ist von wirklich „aktueller“ Bedeutung. Wiederholt nämlich gibt der Papst seiner Auffassung dahingehend Ausdruck, daß der Staat bei all seiner Pflicht zu sozialpolitischer Betätigung sich doch hüten müsse, in unvorsichtiger Weise in das wirtschaftliche Leben einzugreifen. Ueber das, was für die Wirtschaft, für die Gewerbepolitik und für den Aufbau des Betriebslebens maßgebend ist, sind letzten Endes die unmittelbar Beteiligten am besten orientiert. Daher muß der Wirtschaftsaufbau selber der Zusammenarbeit dieser Beteiligten überlassen bleiben. Der Papst denkt hier ganz offenbar an die Korporation, die nach alter christlich-sozialer Auffassung stets das Ziel der Organisation des Wirtschaftslebens und im Wirtschaftsleben sein sollte. Uns sind diese Überlegungen und Bestrebungen in heutiger Zeit vorwiegend unter dem Gesichtspunkt der Herstellung von Arbeitsgemeinschaften bekannt. Die christlich-soziale Idee und Bewegung hat stets verlangt, daß sich nicht eine Kluft zwischen denen ergeben dürfe, die führend beziehungsweise ausführend am Wirtschaftsleben unmittelbar beteiligt sind. Die Forderung ist in erster Linie vom Gesichtspunkt des Arbeiterwohles aus gestellt. Der Arbeiter leidet am meisten, wenn die Wirtschaft allein auf dem Interesse der bestmöglichen Kapitalverwertung aufgebaut ist. Wenn nämlich dieses Kapitalinteresse im Vordergrund steht, kann nicht der arbeitende Mensch im Vordergrund stehen. Daß aber letzteres der Fall sei, ist doch die Grundlage und der Aus-

gangspunkt jeder sozialen Bewegung überhaupt. Dabei ist immer wieder zu betonen, daß die Forderung nach einem korporativen Aufbau der Wirtschaft in keiner Weise etwa der Unternehmerinitiative etwas nimmt. Genau umgekehrt: Wenn über die Gewerbepolitik in vollem Umfang und in freundlichster Weise zwischen den am Arbeitsvertrag beteiligten Parteien beraten wird, so wird sich die Initiative des Unternehmers sehr viel leichter und entschiedener durchsetzen können. Der Unternehmer wird dort die Kraft und das Interesse der arbeitenden Menschen hinter sich fühlen und daraus eine wertvolle Unterstützung seiner persönlichen Tat und seines Strebens herleiten können. Wenn daher die christlich-soziale Bewegung nach korporativer Wirtschaft verlangt, so tut sie es zugleich in der Gewißheit, der Wirtschaft insgesamt und dem Unternehmertum insbesondere die beste Triebkraft für alle Wirtschaftsbetätigung zur Verfügung zu stellen, die es überhaupt gibt: die persönliche Anteilnahme des Arbeiters am Wirtschaftserfolg. Nur wo der Arbeiter sich als Mitarbeiter des Unternehmers fühlt, kann dieser letztere mit Sicherheit und hohem Schwung zu größter Tat ausgreifen, denn er weiß das Verantwortungsbewußtsein und die Anteilnahme derjenigen zu seiner Verfügung, aus deren Händen schließlich das Produkt von Wirtschaft und Arbeit lebendig hervorgehen muß.

Hier kommen nun die Darlegungen der Enzyklika gerade in der heutigen Zeit wie eine frohe Botschaft den Menschen ebenfalls erst voll zum Bewußtsein. Wenn wir daher in diesen Tagen das Erscheinen der Enzyklika vor 40 Jahren feiern, so kann man es mit dem Bewußtsein tun: Wir haben nicht bloß ein geschichtliches Dokument von größter Bedeutung vor uns, sondern in der Enzyklika steht eine Botschaft vor uns, die heute und gerade heute in den Herzen und Seelen der Menschen edelste Saiten zum Klingen bringt.

Prof. Dr. Th. Brauer.

## Halt dem weiteren Druck auf den Metallarbeiterlohn



Die Metallarbeiter haben zuerst und einschneidend die Wirkungen der Wirtschaftskrise erfahren. Eher als bei allen anderen Schichten erfolgten bei ihnen Lohnsenkungen in größerem Ausmaß. Vor allem machte sich im Afford so etwas wie Dauerabzug bemerkbar. Da der größte Teil der Metallarbeiter im Afford schafft, mußte das auf den Verdienst sich sehr drückend bemerkbar machen.

Die wirtschaftliche Lage der Metallindustrie, vor allem der Schwereisenindustrie, ist selbst jetzt im Frühjahr als trübe zu bezeichnen. Die Gründe dafür haben wir an mehr als einer Stelle hervorgehoben. Nicht zuletzt macht sich in unserer Industrie der Druck der öffentlichen Lasten außerordentlich bemerkbar. Gespart wird bei der öffentlichen Hand an Sachausgaben, also gerade bei dem Punkt, der zur Belebung der Wirtschaft dienen könnte. Wir brauchen hier nur Eisenbahnmateriale zu erwähnen. Wo aber bis heute noch kaum gespart worden ist, sind die Personalausgaben der öffentlichen Hand. Gerade diese Milliardensummen an öffentlichen Personalausgaben drücken die private Wirtschaft außerordentlich durch Steuern, Abgaben, Tariffälle usw. Merkwürdig muß es berühren, daß in dem Moment, als etwas Bestimmteres über eine weitere Gehaltskürzung der Beamtenschaft durchklingt, führende Organe der deutschen Presse sich heftig dagegen wandten. „Der deutsche Volkswirt“ spricht von einem „notorischen Beamtenelend“ und die „Kölnische Zeitung“ von einer „Erschütterung der Existenzgrundlage der Beamten“.

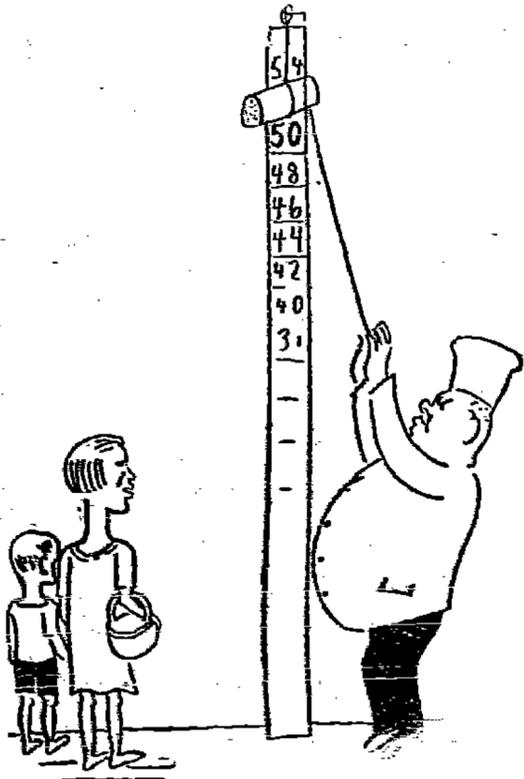
So wird systematisch eine Atmosphäre geschaffen, durch welche die Beamtenschaft als der wirklich nottragende Teil des deutschen Volkes erscheint, während die Arbeiterschaft viel weniger tragen und infolgedessen zur Senkung der Selbstkosten viel mehr herangezogen werden müsse.

Das klingt auch als ein starker Afford auf der Tagung der internationalen Handelskammern in Washington, welche vom

4. bis 9. Mai 1931 tagte. Kommerzienrat Dogel (Chemnitz) hatte das Hauptreferat Deutschlands zu erstatten. Die „Deutsche Tageszeitung“ gab ausführlich und wohl authentisch einen großen Auszug des Referates wieder. Die darin vorgeschlagenen „Abhilfemaßnahmen zur Arbeitslosigkeit“ sind von einer bedauerlichen Enge aus gesehen. In der Arbeitslosenversicherung liege eine erhebliche moralische Gefahr. Zur Sicherung gegen Arbeitslosigkeit eigne sich nicht die Form der Versicherung. Die einzige Maßnahme größeren Umfanges, die gegen die Arbeitslosigkeit vorgenommen wurde, sei die Herabsetzung der Löhne.

Dieser Gedanke, als könne man mit der Herabsetzung der Löhne allein schon die Krise bannen, spukt heute noch in sehr vielen Köpfen. Demgegenüber hatte selbst die „Deutsche Bergwerks-Zeitung“ (26. März 1931) schon zugeben müssen: „Da aus den angegebenen Gründen Lohnsenkungen allein die unbedingt notwendigen Entlastungen nicht herbeiführen können, ist ein viel entschiedeneres als das bisherige Vorgehen gegen den Druck der sonstigen Selbstkosten unausbleiblich.“ Eine solche Stellungnahme wünschten wir häufiger endlich auch in der Praxis angewandt zu wissen. Die „Deutsche Arbeitgeberzeitung“ (2. Mai 1931) betont, daß es auf die Dauer untragbar sei, wenn die Gruppen, die für den Auslandsmarkt arbeiten, bedeutende Senkungen an Lohn und Gehalt erfahren müssen, während andere von der Krise kaum berührt würden. Eine Ansicht, die wir seit Jahren schon vertreten haben.

Die Verdienstminderung bei der Metallarbeiterschaft ist sehr groß und zeigt, wie stark gerade die Metallarbeiter unter der Krise leiden. Auf Werken des Schwerindustriebezirks Bochum-Dortmund-Sörde ist der Verdienst zwischen März 1930 und März 1931 bis 50% gesunken. Einige Beispiele mögen das dartun. Auf Thomaswerken hatte der 1. Konvertermann eine Verdienstminderung in der angegebenen Zeit von 50,5%, der Roheisenträger von 34,3% (von 181 RM im



„Wir machen die Brotpreiserhöhung auf Grund unserer volkswirtschaftlichen Anschauung: Kleiner Umsatz, großer Nutzen!“

Monat auf 119 RM). In Martinwerken der Erste Schmelzer einen Lohnverlust von 21,5%. In Blechwalzwerken der 1. Walzer eine Verdienstsenkung von 30,1% (289 RM auf 212 RM), der Schmelzer von 17,9%. In Stahlformgießereien der 1. Former gar eine Minderung von März 1930 bis März 1931 von 52,7% (292 RM auf 138 RM). In Brückenbauanstalten der Bohrer in der gleichen Zeit 27,2% und der Hilfsarbeiter 21,5%. In Autogenbetrieben der Magaziner einen Verdienstausschlag von

26,5% (170 RM auf 125 RM) und der Mechaniker von 26,1% (213 RM auf 150 RM). Bei diesen an sich sehr stark zurückgegangenen Verdiensten muß man bedenken, daß sie eine Spitze darstellen. In den Monaten September, Oktober, November, Dezember 1930 und Januar und Februar 1931 wurde noch weniger verdient, weil in diesen Monaten in den Warenbetrieben 8 Schichten und in den Brückenbauanstalten bis zu 13 Schichten im Monat gefeiert werden mußten.

Die gleichen Zahlen gelten durchschnittlich für die Schwerindustrie des ganzen rheinisch-westfälischen Industriebezirks. Ähnliche Verdienstminderungen sind auf der ganzen Linie bei der Metallarbeiterchaft zu verzeichnen. In Barmen wurden bei Schleifern und Schlossern Verdienstrückgänge von Okt. 1930 bis Febr. 1931 von 24,2 und 25% festgestellt. In Niederlahnstein Verdienstminderungen von 19%; in Reuwieler von 20, 23 und 30%; in Eschweiler von 22, 24, 28 und 33%; auf Werken in Bentrath von 18 bis 23%; in Immigrath von 20 und 25%; auf Werken in Hilden von Juni 1930 bis Februar 1931 Verdienstminderungen für Sandformer von 37%, für Einzelpresser von 34%, für Fertigungspresser von 43,4% und für Arbeiter an Zusammenbaumaschinen von 50,5%. In Fassongießereien an der unteren Sieg hatte der Vorarbeiter eine Verdienstminderung von 24% und der Werkzeugmacher von 19,5%. Auf Stolberger Werken waren Ausfälle beim Monatseinkommen von 20, 24, 33 RM keine Seltenheit; durch den Wegfall der sozialen Zulagen ergaben sich für Kinderreiche monatliche Verluste von 40 bis 45 M.

Aus dem vorliegenden Material haben wir diese wenigen Daten herausgegriffen. Aber schon sie zeigen in erschreckender Deutlichkeit, wie die Krise gerade die Metallarbeiterchaft gepackt hat und wie gerade die Metallarbeiterchaft unter den Schlägen der wirtschaftlichen Not leidet. Hier ist der Punkt, wo von „zunehmender Verelendung“, von „Gefährdung der Existenz“ mit viel größerem Recht gesprochen werden muß, als das etwa heute auf die beamteten Schichten angewandt wird. Wo ist die große Tagespresse, die auch einmal von der Not der arbeitenden Schichten redet? Da hüllt man sich in Schweigen. Der Arbeiter kann es ja tragen. Dafür ist er leiblich da.

Wir betonen es sehr scharf, daß die christliche Metallarbeiterchaft sich gegen eine weitere Senkung ihres stark gekürzten Einkommens mit allen Ausficht auf Erfolg versprechenden

Mitteln auch fürderhin zur Wehr setzen wird. Wir haben uns seit langem gegen die Lohn- und Gehaltsanarchie gewandt. Eine Politik, die den ungesicherten Arbeitern sehr viel und den gesicherten Schichten sehr wenig Lasten zum Tragen gibt, können wir nicht mitmachen. Solange nicht die öffentlichen Verwaltungslasten auf ein tragbares Maß zurückgeschraubt sind, solange die dauernde Gefahr einer Reallohnsenkung besteht, können weitere Fragen nicht in den Kreis der Erörterungen gezogen werden.

Obwohl der Lebenshaltungskostenindex weiter gesunken ist von 140,4 im Januar auf 137,7 im März 1931, war die Senkung nicht groß genug, um den Index der Reallohne zu halten. Die Reallohne (Kaufkraft des Lohnes) sind weiter gesunken. Nach der „Finanzpolitischen Korrespondenz“, Nr. 15 (25. April 1931), sind die Lebenshaltungskosten um fast 40% höher als das durchschnittliche Arbeitseinkommen.

Das bedeutet, daß ein großer Teil der Arbeiterfamilien sich nicht mehr genügend ernähren und kleiden kann, in ungenügenden Räumen wohnt und für kulturelle Zwecke wohl nichts mehr aufwenden kann. Das bedeutet, daß weite Schichten der arbeitenden Bevölkerung nicht nur kulturell, sondern auch physisch schon an der Grenze des Elendslebens angekommen sind. An der Grenze, wo der Hunger beginnt. Wollen das angeblich verelendete bürgerliche Schichten auch von sich behaupten?

Wenn die Arbeiterschaft die ganze Not mit einer solchen Disziplin erträgt, dann ist das auf ihren Ordnungssinn und auf ihr durch die gewerkschaftliche Arbeit geschultes Verantwortungsbewußtsein zurückzuführen. Aber man soll sich durch die äußere Ruhe nicht täuschen lassen. Man wird das Gefühl nicht los, als ob es zu ruhig sei, um wirklich ruhig zu sein. Und in eine solche Atmosphäre plagen noch die Erhöhungen von Lebensmittelpreisen, von Brotpreisen hinein. Vorläufig hat Herr Schiele, der Reichsminister für Landwirtschaft, die Butterzollerhöhung vertagt. Aber ist die Lebenshaltung breiter Schichten nicht schon so, daß sie nach Erhöhungen von Butterzöllen nicht mehr fragt, weil sie ihr Brot doch nur mit billigeren Fetten und mit Kraut bestreichen? Brot aber muß gegessen werden, und ausgerechnet da will man Preiserehöhungen statt Preisabbau machen. Die Regierungsmaßnahmen erfolgen zu langsam und nicht einschneidend genug. Aber selbst wenn neue Brotpreiserhöhungen vermieden werden, — droht nicht schon eine Zollerhöhung auf Süßfrüchte?

Und nun frage man: Wie sollen hungernde Menschen eine solche Politik verstehen, daß man bei stark reduzierten Löhnen die kräftigsten Volksnahrungsmittel verteuert? Nein, das verstehen sie nicht. Sicher muß der Landwirtschaft geholfen werden. Ob ihr aber geholfen werden kann durch ein weiteres Zerabdrücken der Lebenshaltung der breiten Schichten, ist fraglich. Nicht fraglich aber scheint uns, ob man durch überaus große Mittel der ostelbischen Großlandwirtschaft auf die Beine helfen soll, deren Vertreter sich einen Sport daraus machen, die gleiche Regierung Brüning zu verhöhnen, zu verspotten und ihr alle möglichen Schwierigkeiten zu bereiten.

Die Arbeiterschaft und die Gewerkschaftsbewegung tragen heute große Lasten und eine große Verantwortung. Das wissen sie und haben danach gehandelt. Aber auch die Regierung muß sich sagen, daß man nicht von einer Schicht allein Verantwortung für Staat und Nation verlangen kann, wenn andere Schichten so tun, als ginge sie Wirtschafts- und Staatskrise gar nichts an.

Wohin aber wäre heute die Metallarbeiterchaft, die dem stärksten und geschlossensten Kapital gegenübersteht, gekommen, wenn die Gewerkschaften nicht wären? Die Lage für die Arbeiterschaft würde sich katastrophal ausgewirkt haben. Wir sehen doch alle Bestrebungen, die auf immer höhere Zölle, auf Abbau der Sozialversicherung und Arbeiterrechte, auf Aufhebung der Arbeitslosenversicherung hindrängen. Bis heute sind die Angriffe durchweg abgefohlen worden. Sätte das der einzelne vermocht? Die Gewerkschaft allein konnte es. Sie gilt es gerade darum jetzt zu stärken. Wbr.

## Lohnkürzung selbstverständlich! Gehaltskürzung unerhört!

Jeder wird sich noch der „weisen Sorge“ der großen Presse, der Handwerkskammern, der Handelskammern, der Innungen, selbst der Oberbürgermeister erinnern, als es galt, einen 20prozentigen Lohnabzug auf der Hütte Ruhrort-Meiderich durchzuführen. Selbstverständlich sei es, so schrieb man damals, daß sich die Arbeiterschaft einen solchen Einbruch in ein Tarifgebäude gefallen lassen müsse, denn es gehe um die Erhaltung der Wirtschaft. Man rannte Sturm gegen die Gewerkschaften, welche diesen Tarifbruch nicht sanktionieren konnten. Die Arbeiterschaft habe nach dem Abzug der 20% immer noch mehr, als wenn sie Arbeitslosenunterstützung bezöge. Man vergaß wohlweislich, der Öffentlichkeit mitzuteilen, daß die gleiche Arbeiterschaft von Ruhrort-Meiderich schon Verdienstkürzungen bis zu 30 und mehr Prozent hatte einstecken müssen.

Ging es nicht so auf der ganzen Linie, in ganz Deutschland? Mit Lohnsenkungen war man sehr schnell bei der Hand. Presse und Unternehmer redeten und schrieben, daß nur eine Senkung der Gestehungskosten die Wirtschaft zu retten vermöge. Bei dem Teil der Gestehungskosten, welcher Lohn hieß, wurde die Senkung gründlich vollzogen. Man redete auch davon, daß eine Senkung der übrigen Selbstkosten (Steuer, Zinslast usw.) dringend notwendig sei. Man redete, daß ein Abbau der öffentlichen Verwaltungslasten dringend notwendig sei; man redete, bis — ja nun, bis die Regierung ernst machte mit dem Abbau der öffentlichen Lasten. Da die öffentlichen Lasten zu einem außerordentlich großen Teil Personalausgaben sind, mußte man über die 6prozentige Senkung der Beamtengehälter zu einem weiteren Abbau zwangsläufig kommen. Das würde eine Erleichterung für die Wirtschaft und eine weitere Senkung ihrer Selbstkosten bedeuten.

Aber was ist das! Die gleichen Kräfte, die so außerordentlich nach einer Lohnsenkung rufen, finden mehr als ein Haar in der Butter, wenn die Beamten einen weiteren Gehaltsabzug erfahren sollen. Plötzlich spielen Wirtschaft, Senkung der Selbstkosten, öffentliche Lasten, Steuerhöhe anscheinend gar keine Rolle mehr. Diese Momente galten wohl nur für den Lohn! Eine seltsame Illustration zu dem Ruf nach Abbau der öffentlichen Lasten.

Selbst die „Kölnische Zeitung“, welche doch nicht irgendeine Zeitung ist, stellt die Folgen der weiteren Gehaltskürzung in brennenden Farben dar. Erinnern wir uns nur, mit welcher Eindringlichkeit auch die „Kölnische Zeitung“ für den weiteren 20prozentigen Abzug auf Hütte Ruhrort-Meiderich eintrat! Und nun ihre Stellungnahme zur Gehaltskürzung. In der Nummer 235 vom 1. Mai 1931 schreibt sie u. a. folgendes:

„Die Regierung, die heute diese bittere Maßnahme erwägen muß, steht vor einer ungeheuren Verantwortung und die Wirkung ihres Entschlusses in der Zukunft ist kaum zu übersehen...“

Das ändert nichts an der traurigen Tatsache, daß dieser zweite Abzug der Existenz sehr vieler Beamten eine schwere Erschütterung bringen wird, einzelnen, die sich in Verträgen, Wohnungsbauten oder ähnlichen Bindungen festgelegt haben, wird es den Boden unter den Füßen wegziehen, es wird in andern Fällen die gegenwärtige Erziehung des Kindes unmöglich machen, für alle wird es Entbehrungen, zum mindesten weitere, sehr fühlbare Einschränkungen bedeuten. Der neue Abzug wird dadurch bei vielen die Grenze berühren, hinter der rein äußerlich ein uneigennütziges, arbeitsfreudiges Beamtentum, eine tragbare Lebens- und Schaffensmöglichkeit besteht...

Es gibt eine untere Grenze der Gehälter, die eine weitere Verringerung nicht mehr erlaubt.“

Dürfen wir uns die Frage gestatten, ob es nur eine untere Grenze der Gehälter oder auch eine untere Grenze der Löhne gibt. Unter dem Existenzminimum leben heute Millionen Arbeiter, Hunderttausende hat man durch die Lohnpolitik der letzten Monate an das Existenzminimum herangebracht. Der Altenhefter verdient heute mehr als der qualifizierte Metallarbeiter. Dem Arbeiter mutet man Lohnsenkungen von 50, ja noch mehr Prozent zu (siehe Artikel „Lohndruck auf die Metallarbeiterschaft“) und setzt seine Existenzgrenze möglichst niedrig an. Wenn aber Beamte mit 500 und mehr Reichsmark im Monat eine weitere Gehaltskürzung berechtigterweise tragen sollen, dann redet man von „Entbehrungen“, „notorischem Beamtenelend“, „schweren Existenzerschütterungen“ usw.

Selbst wenn wir entschuldigend annehmen möchten, daß parteipolitische Gründe und nicht etwa antisoziale Momente die Feder geführt haben, so zeigt sich doch daraus, zu welchem Verhängnis für die deutsche Wirtschaft die Herrschaft des Beamtentums in den letzten zehn Jahren geworden ist. Keiner wagt sich an die Beamtenhegemonie heran. Jede Partei zittert um ihren Laden, wenn es um die Beamten geht. Man läuft ihrer Gunst nach, selbst wenn die Last der öffentlichen Verwaltung wie ein erstickender Druck sich auf die Wirtschaft legt.

Will man etwa von der Arbeiterschaft verlangen, daß sie der einzige Wirtschaftsretter sein soll, während an entscheidenden Punkten die große Presse, Unternehmertum, Parteien usw. einen Mangel an Courage und Konsequenz zeigen, der miserabel und beschämend zugleich ist?

Die Arbeiterschaft trägt ihre Last zum Wiederaufbau. Sie hat mehr als andere Schichten zu tragen. Aber man irrt sich sehr, wenn man glaubt, sie zum Packesel aller Gruppen machen zu können.

Wer Packesel aller sein will, ist unorganisiert, RSO. oder sonstwas. Wer sein Recht will, organisiert sich in der Gewerkschaft. Wr.

## Das Schicksal der Deutschen Gesellschaft für Arbeitsbeschaffung

Bekanntlich wurde Mitte vorigen Jahres mit der bei uns Deutschen üblichen Aufmachung die „Deutsche Gesellschaft für Arbeitsbeschaffung“ gegründet. Damit war anscheinend vorläufig genug getan. Das deutsche Volk versprach sich immerhin einige Wunder davon. Warum auch nicht? Die Ankündigung schien Erfolge in nächste Nähe zu zaubern. Aber es blieb sehr schweigsam um diese Gesellschaft. Heute scheint sie wohl schon gestorben zu sein, wenigstens inoffiziell. Warum und wie es das kam, warum diese Gesellschaft für Arbeitsbeschaffung niemals richtig das Sehen lernte, warum eine für das Leben des deutschen Volkes gewiß gut gemeinte Institution aber auch fast nichts von dem hielt oder halten konnte, was sie versprach, das schildert in einem sehr ausführlichen Artikel der „Industrie-Kurier“ vom 18. April 1931, der sich vor allem auch mit dem geschäftlichen Gebaren des Bankhauses Mannheimer-Mendelssohn befaßt.

Im Sommer 1930 war in Berlin bekannt geworden, daß sich gewisse Finanzkreise unter Führung von Herrn Louis Sagen (Köln) im Hinblick auf die bevorstehende Rheinlandräumung mit der Idee trugen, dem Reich einen 500-Millionen-Kredit zu beschaffen, wenn dem betreffenden Konsortium die Ausschlichtung des im Rheinland freierwerbenden Grundbesitzes eingeräumt würde. Die Regierung Brüning dachte jedoch gar nicht daran, auf diesen famosen Vorschlag einzugehen und von diesem Kreditangebot Gebrauch zu machen. Sie brachte vielmehr diese Werte, die da frei wurden, in die eigene Obhut und trat mit dieser Unterlage in andere Kreditverwägungen, die dann auch zur Gründung der Deutschen Gesellschaft für Arbeitsbeschaffung führten. Die Regierung hatte nämlich inzwischen etwas zugelehrt und richtete sich auf eine länger dauernde, strukturell und erst in zweiter Linie auch konjunkturrell bedingte Arbeitslosigkeit ein. Sie glaubte damals noch, selber Aufträge beschaffen zu können, besonders auf den ver-

# Frankreich erging es 1871 besser



unsäglich viel Elend und Radikalisierung durch den letzten Winter. Die, denen das Schicksal all dieser Menschen gegen reichliche amtliche Bezahlung anvertraut ist, gingen einfach auf Urlaub und dürfen auch heute noch und ultimogefichert die Dinge weiter so „verwalten“.

Eine andere Begründung für dieses Verhalten als die bloße Annahme frivoler Gleichgültigkeit drängt sich hier unwillkürlich auf. Die Kreise, die den Auslandskredit im vorigen Sommer hätten beschaffen können, stehen auf dem Standpunkt, daß durch den von Herrn Staatssekretär Schäffer durch die Verschickung der Fragebogen bewirkten Fristaufschub zumindest der Anschein erweckt werde, als ob die Fragebogen auf seinen Wunsch lediglich deshalb in Umlauf gesetzt wurden, weil das Bankhaus Mannheimers (Mendelssohn & Co.) noch nicht zu dem geldgebenden Auslandskonsortium gehört habe. Wenn das zutreffen sollte, dann wäre es allerdings sehr doch die Pflicht der Reichsregierung, Herrn Schäffer gegenüber hieraus die geeigneten Konsequenzen zu ziehen. Man sollte Herrn Schäffer dann nicht daran hindern, auch ohne amtliche Tarnung die Geschäfte des Herrn Dr. Mannheimer direkt zu betreiben.

schiedenen Verkehrsgebieten. Sie erwartete die wirksame Bekämpfung der Arbeitslosigkeit merkwürdigerweise ja weniger durch Auslandsaufträge.

Zur Auftragsbeschaffung, wie die Regierung sie sich im Inland u. a. durch Siedlung und Städtegründung im Osten dachte und, wie wir zu wissen glauben, noch denkt, gehört selbstverständlich Geld, — eigenes oder geliehenes. Jeder wieder eingestellte Arbeiter jagt andere in den Prozeß genau so hinein, wie der entlassene Arbeiter auch in umgekehrter Richtung vom Bäcker bis zum Hochofen hin solche herausgejagt hat.

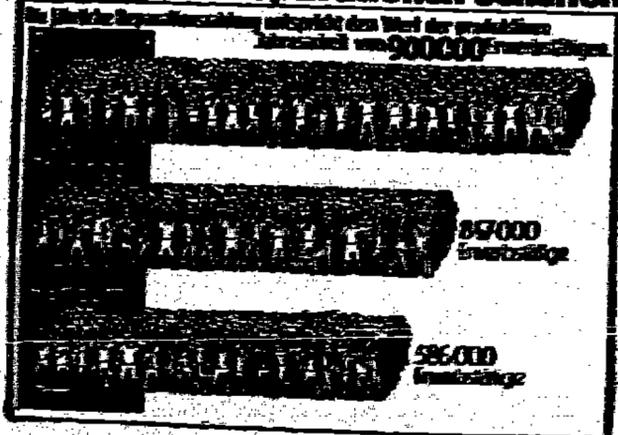
Ob wir mit der Arbeitsbeschaffung durch Enqueteausschüsse (bisher ist ja nur die Streckung der Arbeitslosigkeit durch Kurzarbeit herausgekommen) oder durch praktische, frisch zupackende Pionierarbeit weiter kommen werden, das wird sich ja noch herausstellen.

Vorderhand braucht man Geld dazu. Im vergangenen Sommer — also vor dem Zusammenbruch des Bondsmarktes in USA. — hätte die Gesellschaft für Arbeitsbeschaffung immerhin auf ein Angebot von 25 Millionen Dollar zurückgreifen können. Sie griff jedoch nicht zu, weil Herr Staatssekretär Schäffer, der überdies in Urlaub gehen wollte, Bedenken vorbrachte und verlangte, daß durch Fragebogen, die bis zu den Kreisstraßenbaumeistereien hinunter verschickt und von dort wieder zurücklaufen müßten, zunächst doch einmal festgestellt sei, ob überhaupt und, wenn ja, in welchem Umfang schon derartige Arbeitsbeschaffungsmöglichkeiten, also Aufträge der öffentlichen Hand, vorlägen. Er ließ Herrn Dr. Vernburg noch schnell zum Aufsichtsratspräsidenten der Gesellschaft für Arbeitsbeschaffung machen und die Fragebogen verschicken. Dann ging er auf Urlaub. Die deutsche Arbeitslosenziffer stieg in den damit verstreichenden drei Monaten unterdessen unentwegt weiter. Was tat das? Als dann am 10. Oktober die Fragebogen wieder zurückliefen und erwiesen, daß die 25 Millionen Dollar sofort gebraucht werden könnten, da war die Kreditchance durch die Marktworgänge in USA wieder einmal, wie schon so oft, weggeschwommen. Und so gingen wir dann eben mit fünf Millionen Erwerbslosen und

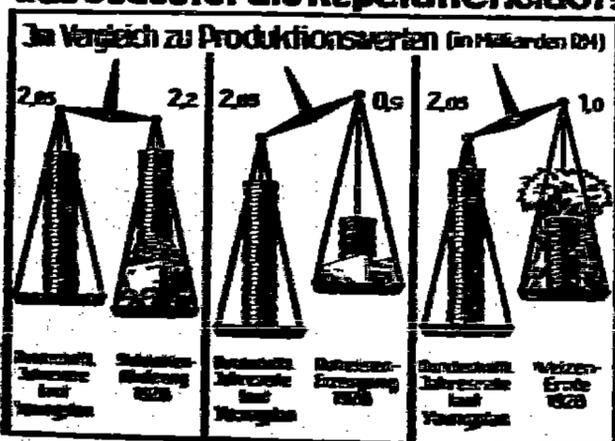
Bei den weiteren Ausführungen über die monopolistischen Bestrebungen des Hauses Mendelssohn und die zur Erreichung dieser Ziele angewandten Mannheimerschen Mittel werden wir besonders auf das Zustandekommen der kommunalen Verschuldung und die jetzt versuchte Enteignung des öffentlichen Besitzes der Kommunen eingehen müssen. Wir werden zu sprechen haben von der Tatsache, daß im Ausland Milliarden brachliegen und als Depositeneinlagen von den ausländischen Banken gar nicht mehr angenommen werden, weil selbst die billige Verzinsung von noch nicht 2% von den Banken nicht gewagt werden kann, da sie keine entsprechenden Anlagemöglichkeiten mehr sehen. Wir werden feststellen und eine Untersuchung verlangen, zu welchen spottbilligen Sätzen das Monopolkonsortium der Mannheimer-Banken solches Geld draußen aufgegriffen hat, um es bei der künstlichen Abschüttelung von der direkten Geldaufnahme im Ausland zu zwei- und dreifachen Zinssätzen kurzfristig in Deutschland anzulegen. Wir werden zu behandeln haben, wie dabei jede vernünftiger, weniger verantwortungslose, weniger ausbeuterische Gestaltung mit allen nur denkbaren Mitteln und Verdächtigungen und teilweise sogar unter Mitwirkung amtlicher Mittelspersonen um jeden Preis niedergedrungen wurde. Und wir werden schließlich zu sprechen haben von dem tollsten Betrug am deutschen Volke, das den überdies in dieser Form nicht einmal von unseren Gegnern gewollten Young-Plan durch Uebertümpelungen im Saag annahm resp. seine Annahme duldete. Es tat dies jedoch nur in der Voraussetzung, daß die Bank für internationale Zahlungen zur Erschließung wirtschaftlicher Realländer — somit also auch zur Inangriffnahme der Arbeit in Deutschland — langfristige Kredite zur Verfügung zu stellen hatte. Wenn auch jetzt bei der kürzlich in Basel von einem internationalen Bankenkonsortium (dem auch deutsche Banken angehören) mit nur 25 Millionen Franken gegründeten und nur mit 5 Millionen Franken bezahlten Internationalen Bodenkreditbank langfristige Konzeptionen gemacht werden sollen, bleibt doch die Frage bestehen, wer diese kurzfristige Beschränkung gegen Treu und

Glauben des deutschen Volkes bisher durch entsprechende Auslegung überhaupt betrieben hat, wenn da wieder Ausnahmen eingeräumt werden und mit den Ausnahmen zugleich neue, noch unwerdendere Macht über andere. Was sagen eigentlich die nicht so privilegierten Banken dazu? Sehen sie nur zu, wie die anderen mannheimern? Und was jagt insbesondere Herr Dr. Luther dazu, denn gefragt wurde er ja, wie wir wissen, schon des öfteren danach? I. K.

## Ein Heer von Arbeitern muss für die Reparationen schaffen



## Was bedeutet die Reparationslast?



# Die Lage der Hüttenpensionisten an der Saar



Im September 1825 beauftragte der Aufsichtsrat der Dillinger Hütte die Direktion, einen Plan für die Errichtung einer Unterstützungs- und Pensionskasse für die Arbeiterschaft auszuarbeiten, welche im Jahre 1828 gegründet respektive gebildet wurde. Sie war aufgebaut auf der Grundlage, daß auch die Arbeiter Beiträge zu dieser Kasse bezahlen mußten. Daß die nun gebildete Kasse auch Kinderkrankheiten durchmachen mußte, ist wohl verständlich. Erwähnt werden muß, daß die Werksleitung nach Kräften bestrebt war, durch Zuwendung größerer Summen der Kasse über diese Kinderkrankheiten hinwegzuhelfen. Im Jahre 1852 wurde ein neues Statut entworfen, welches vorsah, daß ein Ausschuß von den Versicherten, bestehend aus drei Mann, gewählt wurde, die mit zur Verwaltung der Kasse hinzugezogen wurden. Interessant ist, daß es besonders heißt: „Diese Leute, die in den Ausschuß gewählt werden, müssen des „Lesens“ und des „Schreibens“ kundig sein.“ Es würde nichts schaden, wenn diese Bestimmung auch in der jetzigen Zeit Geltung hätte, denn es soll schon vorkommen, daß „Auch-Arbeiter-Vertreter“ nicht lesen und nicht schreiben können, dafür aber ein großes Maul haben und all die schwierigen Fragen der Jetztzeit mit dem großen Maul lösen wollen.

Das neugeschaffene Statut wurde im Jahre 1861 bei der Bildung des Dillinger Knappschaftsvereins von demselben fast ganz übernommen, ebenso das Vermögen, welches den Bestand von 125 077,54 M aufwies. In den folgenden Jahren hat der Verein eine segensreiche Tätigkeit entfaltet, hatte in der Zeit von 1861 bis 1913 eine Einnahme von 8 075 278,42 M, eine Ausgabe von 5 553 234,51 M und somit ein Vermögen von 2 512 926,74 M, welches auf den Kopf des Mitgliedes 446,50 M ausmachte. Kriegs- und Inflationsjahre haben dem Verein tiefe Wunden geschlagen. Es genügt festzustellen, daß das Vermögen verloren ging und daß der Aufbau schrittweise vorgenommen werden mußte. Bedauerlicherweise hat die Entwicklung in den letzten Jahren Formen angenommen, die Anlaß zu den größten Besürchtungen geben. Als Vergleich mögen die Zahlen aus den Jahren 1913 bis 1927, 1929 und 1930 dienen. Dabei sei bemerkt, daß die Frankenbeiträge in Markbeiträge auf der Grundlage von 1:6 errechnet und daß die Teilbeträge nach oben aufgerundet sind.

	1913	1927	1929	1930		
Mitglieder waren vorhanden.	5629	5875	5985	5305	-	315 = 6% -
Gesamtbeiträge	512116	296320	464466	491774	-	20332 = 4,2% -
Es waren vorhanden:						
a) Pensionäre	226	607	787	1132	+	906 = 500% +
b) Witwen	301	585	608	623	+	322 = 107% +
c) Waisen	243	405	290	344	+	101 = 44% +
Auf einen Pensionär entfallen Mitglieder	11,6	6,1	5,2	3,5		= 33% -
An diese wurden ausbezahlt:						
a) Pensionäre	91861	154478	128255	356891	+	265030 = 370% +
b) Witwen	46751	76696	103495	112231	+	65480 = 240% +
c) Waisen	15268	27754	20397	20253	+	15268 = 32% +
Gesamte Auszahlung	153880	255928	252329	489375	+	335496 = 310% +
Ergibt pro Pensionär im Jahresdurchschnitt	406	254	164	316	-	90,00 = 35% -
Ergibt pro Witwe im Jahresdurchschnitt	156	133	170	183	+	27,00 = 18% +
Ergibt pro Waise im Jahresdurchschnitt	62	61	73	59	-	3,00 = 5% -
Vermögen pro Mitglied	446,50	17,90	24,70	29,10		

Die Entwicklung bei den übrigen Hüttenpensionistenklassen ist ziemlich dieselbe wie bei Dillingen.

Auf einen Pensionär entfallen Mitglieder:

	1913	1927	1929	1930
Burbacher Hütte	9,5	8,5	6,7	6,0
Salberger Hütte	9,3	6,5	5,0	2,8
Reunkirchen	6,3	4,1	3,0	2,0

Aus diesen Zahlen ist zu ersehen, daß die Beitragszahler immer weniger, die Zahl der Renteneempfänger immer größer wird.

Der Christliche Metallarbeiterverband, der stets zu den eifrigsten Verfechtern des Knappschaftswesens gehört hat, sah diese Entwicklung kommen. Deshalb trat derselbe mit der Forderung — schon vor Jahren — auf den Plan, die bestehenden Hüttenpensionistenklassen an der Saar zu einer einheitlichen auf öffentlich-rechtlicher Grundlage zusammenzufassen. Leider hat der Verband mit diesem Bestreben „hüben“ so gut wie „drüben“ nicht das nötige Verständnis gefunden. Was kommen mußte, kam. Auf Grund der allgemeinen Wirtschaftslage, Rationalisierung und Modernisierung der Betriebe wurden Tausende von Hüttenarbeitern an der Saar entlassen, wovon auch die Arbeiterschaft der Dillinger Hütte nicht verschont blieb. Vorwiegend waren es ältere Arbeiter, die entlassen wurden, die später die Knappschaftspension erhielten. Sie schieden als Beitragszahler aus und wurden Renteneempfänger. Trotz der Beitragsreformen im Laufe der letzten Zeit war es nicht möglich, die Einnahmen und Ausgaben entsprechend in Einklang zu bringen. Ob es für die Folge möglich ist, die Kasse zu halten, kann füglich bezweifelt werden.

Es ergibt sich die Frage: Was muß geschehen? Können diese Renten abgebaut werden? Diese Frage ist undiskutabel. Wie aus vorstehender Tabelle ersichtlich, liegen die Renten, besonders bei den Pensionären, noch ein Drittel unter dem Stand von 1913. Es bedeutet aber auch, daß die Not und das Elend in den Familien der Pensionäre und Witwen noch größer würde. Also unmöglich!

Können die Beiträge erhöht werden?

Ja, aber nicht in dem Tempo, wie es in den letzten Jahren geschehen respektive wie es zur Zeit geplant ist, denn hier sind doch natürlich Schranken gesetzt. Es kann nicht gehen, daß das Einkommen der Arbeiterschaft durch Lohnabbau und Feiertagslöhnen ganz gewaltig gekürzt wird, wodurch eine außerordentliche Verelendung in den Arbeiterfamilien Platz gegriffen hat, und daß auf der anderen Seite dieselben Mitglieder Beiträge in die Pensionskasse bis zum „Weißbluten“ bezahlen sollen. Das ist für die Zukunft ebenso untragbar wie ein Abbau der Renten.

Was soll geschehen? Der Vorstand der Ortsverwaltung Dillingen, der sich in seiner letzten Sitzung mit der Lage der Pensionskasse bei der Dillinger Hütte beschäftigte, stellt fest:

1. daß durch die Rationalisierung und Modernisierung des Betriebes derselbe rentabler gestaltet worden ist. Ersichtlich ist dieses aus der Produktionssteigerung in den einzelnen Abteilungen;
2. daß durch die Entlassungen der älteren Arbeiter die Arbeiterschaft im Betriebe „verjüngt“ worden ist und dadurch der Betrieb auch rentabler wurde;
3. daß durch die Entlassungen der letzten Zeit das Werk ganz gewaltige Summen an Beiträgen zur Pensionskasse gespart hat;
4. daß die Rationalisierung, Modernisierung und die Entlassungen vorwiegend auf Kosten der Pensionskasse geschehen sind.



In Genf macht man zur Abwechslung wieder einmal in Abrüstung und Weltfrieden

Meister Romanus Roman:

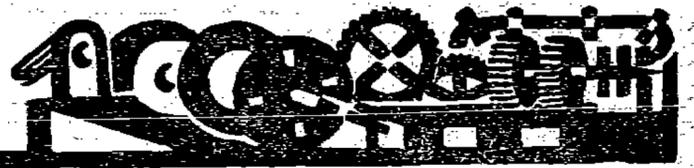
# DIE SIEDLUNG UNTRUSTOWN

Daraus ergebe sich die sittliche und moralische Verpflichtung für die Werksleitung, die Pensionsklasse vor dem Ruin zu retten. Dieses allein durch Erhöhung der Beiträge zu erreichen, ist untragbar. Durch die erhöhte Produktion mit bedeutend weniger Arbeitskräften und durch das Einsparen der Beiträge für die entlassenen Arbeiter hat die Werksleitung die Möglichkeit, diese berechnete Forderung zu erfüllen. Des weiteren wird verlangt, daß von der Regierungs-

kommission die Forderung des Christlichen Metallarbeiterverbandes auf Bezuschussung der Pensionsklassen erfüllt wird, um die Rentenempfänger zu schützen, um aber auch den Mitgliedern ihre Ansprüche für die Zukunft zu sichern. Ebenso ist erforderlich, daß umgehend Verhandlungen aufgenommen werden mit dem Ziel, die bestehenden Pensionsklassen bei den Hüttenwerken zusammenzufassen, wie dieses der Christliche Metallarbeiterverband bereits vor Jahresfrist gefordert hat. Dem Ärmsten die Hilfe zuerst! Nachdem für fast alle anderen Stände teils mit, teils ohne Leistung von Beiträgen, teils aus Leistungen der Allgemeinheit für ihr Alter gesorgt ist respektive wird, ist es eine berechnete Forderung der Arbeiterschaft der Saarthüttenwerke, daß auch für ihre alten Tage gesorgt wird. Um dieser Forderung Erfolg zu verleihen, ist ein starker Christlicher Metallarbeiterverband nötig; ihn zu schaffen, ist Aufgabe der Saarthüttenarbeiter.

Hasert, Dillingen.

## Branchenbewegung



### Die Deutschen Uhrmachergehilfen am Scheideweg

Die deutschen Uhrmachergehilfen haben, im Gegensatz zu den Arbeitern der übrigen metallgewerblichen Berufe, bisher in ihrer übergroßen Mehrheit die gewerkschaftliche Organisation abgelehnt. Die Gründe dieser gewerkschaftsfeindlichen Haltung liegen in einem übertriebenen Standsdünkel der meist aus Meister- oder Beamtenkreisen stammenden Gehilfen, welche selbst das Ziel der selbstständigen Meisterschaft verfolgen und den Gesellenstand nur als eine vorübergehende Epoche betrachten. Dazu bestehen in den meisten Großstädten Deutschlands seit 50 und mehr Jahren, die fachliche Ausbildung und die Geselligkeit fördernden, örtlichen Uhrmachergehilfensvereine, zumeist „Chronologia“ benannt. Diese Ortsvereine waren zeitweise, so in den ersten Jahren nach der Revolution enger miteinander verbunden, besaßen eine besondere Zeitchrift und hatten auch mit dem Reichsverband deutscher Uhrmachermeister einen Reichstattsvertrag abgeschlossen. Dieser ging in der Inflation in die Brüche und wurde seitdem nicht mehr erneuert. Gleichfalls ging das sogenannte „Bundesorgan“ ein.

In neuester Zeit versucht nun die Frankfurter „Chronologia“ unter dem Titel „Gemeinschaft Deutscher Uhrmachergehilfen“ wiederum einen Gewerkschaftserwerb, einen gelben Verein, anzuziehen und um die einzelnen Chronologienvereine im Reich für dieses Organisationsziel zu gewinnen, versucht man mit der Meisterschaft wiederum einen sog. „Reichstattsvertrag“ zu schaffen und außerdem die Stellenvermittlung an sich zu ziehen. Trotzdem der Tarifvorschlag dieser „Gemeinschaft Deutscher Uhrmachergehilfen“ weit hinter den üblichen Verhältnissen nachhinkt, keinen Tariflohn vorsieht, dagegen eine Wochenarbeitszeit bis zu 60 Stunden und Ueberstundenbezahlung erst ab 55. Wochenstunde und die §§ 615, 616 BGB. bis auf ein Minimum reduzierte, lehnten die Meister nicht nur diesen Vertrag ab, sondern auch jegliche Verhandlungen darüber. Darob große Unzufriedenheit in den Reihen der „Gemeinschaftler“. Der Magdeburger Uhrmachergehilfenverein fordert, „durch Ablehnung an betriebsverwandte Organisationen die Basis für erneute Verhandlungen zu erweitern“. Der Stettiner „Chronos“ will noch „fester zusammenhalten“, um die „massvollen“ Forderungen der „Gemeinschaft“ durchzusetzen. Diplomatisch erklärte der Braunschweiger Uhrmachergehilfenverein, daß er sich in diesem Tarifstreit „neutral“ verhalten werde. Man braucht kein Prophet zu sein, um voraussagen zu können, daß die Aktion der gelben „Uhrmachergehilfen-Gemeinschaft“ völlig verstanden wird.

Die Uhrmachergehilfen haben trotz 50 Jahre deutscher Gewerkschaftsbewegung in ihrer Mehrzahl noch nicht erkannt, was für sie notwendig ist. Mit Sachverträgen, mit gemeinsamen Ausflügen, mit Kommerzliedbüchern und Bierbanketts allein schafft man keine wirksame Interessenvertretung. In einzelnen Orten Deutschlands haben dies die Uhrmachergehilfen auch eingeschaut und den Weg zum Christlichen Metallarbeiterverband gefunden. Hier hat man die Schenkklappen des Berufsstandes abgelegt, bewahrt zwar die berechnete Eigenart in besonderen Berufsversammlungen, kämpft im übrigen aber mit den sonstigen Metallarbeitergruppen innerhalb der Organisation für ein Ziel. Und sie sind gut dabei geblieben. Der Verband hat die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Gehilfenchaft tariflich geregelt, und genießen damit die Uhrmacher die Vorteile der gewerkschaftlichen Macht. Was wollen denn die paar tausend deutschen Uhrmachergehilfen, zerstückelt in Hunderten und Tausenden von Orten, mit einem Reichstattsvertrag, wenn nicht irgendwo irgend eine Macht da ist, welche auch organisatorisch und materiell stark genug ist, einen guten brauchbaren Vertrag abzuschließen und auch

die Innehaltung des Vertrages im Einzelfalle zu erzwingen? Mit 20 oder 50 Pf. Monatsbeitrag kann man derartige Verhältnisse nicht schaffen.

In München, wo der Christliche Metallarbeiterverband seit 11 Jahren die Uhrmachergehilfen gewerkschaftlich vertritt, kam es in den letzten Tagen wiederum zur Erneuerung des Lohnstarifs, nachdem die Arbeitgeber, der allgemeinen Zeitparole folgend, einen mindestens 10prozentigen Lohnabbau gefordert hatten. In freier Vereinbarung wurde ein Abschluß getätigt, der die bisherigen Tarifwochenlöhne um 3-4 1/2 % senkt. Das Abkommen sieht vor:

Mindestwochenlöhne für Gruppe A (1. J. n. d. Lehre)	29,- RM
„ „ „ B (normale Leistung, jedoch unter 23 Jahre)	42,- „
„ „ „ C (bessere Leistungen, jed. immer üb. 23 Jahre)	50,- „
„ „ „ D (selbst. Arbeiter)	58,- „

Außerdem wöchentlich 6 RM Verheiratenzulage und 2 RM pro Monat Werkzeugschöpfung. Das neue Lohnabkommen tritt am 6. April 1931 in Kraft und kann mit einmonatiger Frist, erstmals zum 31. März 1932, gekündigt werden.

Dieser neue Lohnvertrag ist zwei Richtungen günstig. Einmal ist die Lohnsenkung verhältnismäßig gering und zweitens beträgt die Laufdauer des Vertrages 1 Jahr, was bei dem sinkenden Preisstande für die Lebenshaltung eine Verbesserung des Realeinkommens bedeutet. Es erscheint an der Zeit, daß die gesamte Uhrmachergehilfenschaft sich dem Christlichen Metallarbeiterverbande anschließt, daß unsere Funktionäre mit den einzelnen örtlichen Uhrmachergehilfensvereinen Fühlung nehmen und sie dem Verbande zuführen, dann wird das große Ziel der Gehilfenschaft, einen brauchbaren Reichstattsvertrag zu schaffen, bald verwirklicht sein! Aber ohne starke Gewerkschaft, ohne reiflichen Anschluß an den Christlichen Metallarbeiterverband, liebe Chronologen, wird es auch keine Gleichberechtigung und keine anständigen Lohn- und Arbeitsverhältnisse geben. Zu dieser Erkenntnis müßt ihr euch endlich durchringen, es ist höchste Zeit!

... h-München.

### Die deutsche und die internationale Diamantindustrie

Wichtige Fragen standen zur Debatte in einer von etwa 500 Interessenten besuchten Versammlung aus der Pfälzischen und Bader Diamantindustrie, die am 8. April im Saalbau in Badar stattfand. Es waren Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Behördenvertreter, die hier zunächst vom Sekretär der „Internationalen Kommission für Diamanthandel und Industrie“, Herrn Digweno aus Antwerpen, einen Bericht entgegennahmen. Versammlungsleiter war Herr Salz, Vorsitzender des Bader Industriellenverbandes.

Herr Digweno schilderte, wie nach Einsetzen der Krise ab Dezember 1929 durch Ueberproduktion, Preisunterbietung und Lohndruck die gesamte internationale Diamantindustrie an den Rand des Ruins gebracht wurde. Wie das laufende Publikum gerade durch die Preisunterbietungen des Vertrauens in die Wertbeständigkeit des Diamanten verlor, und so trotz ungeheurer niedriger Preise schließlich der Verkauf von Diamant gleich Null war.

Seit Januar dieses Jahres wurde eine Produktionsbeschränkung durchgeführt, die alle Rohwarenhändler verpflichtete, zunächst vier Wochen keine und dann innerhalb von jeweils 4 Wochen nur in zwei Wochen

Diamant zum Schleifen auszugeben. Diese Maßnahme habe bewirkt, daß nun wieder normalere Verhältnisse im Diamantgewerbe sich anbahnen. Aber es sei noch nicht daran zu denken, daß die Einschränkungsmaßnahmen aufgehoben werden könnten und es sei beabsichtigt, die Regelung der Produktion von geschliffenen Diamanten auch nach Rückkehr vollständig normaler Zustände beizubehalten, damit das Diamantgewerbe nicht nochmals von einer ähnlichen Katastrophe überrascht werde.

An der Aussprache beteiligten sich unter anderen auch der Leiter unserer Diamantarbeiterfachgruppe, Kollege Bongers aus Homburg-Saar. Er betonte, daß die Produktionsregelung unter den obwaltenden Umständen notwendig sei. Notwendig sei aber auch die Regelung des Lohnes, der Arbeitszeit und des Lehrlingswesens. Durch die vielfach geübte Lohnbrücherei werde die Gefahr für Ueberschreitung der Arbeitszeit und Durchbrechung bzw. Umgehung der Einschränkungsmaßnahmen stets gefördert. Die chaotischen Verhältnisse auf dem Gebiete des Lehrlingswesens haben dazu geführt, daß das Diamantgewerbe weit über den Rahmen des tatsächlichen Bedarfs ausgeweitet sei, wodurch die Krisengefahr eine stetige Erscheinung zu werden drohe. Hier müßten alle Beteiligten zusammenwirken. Die christlich organisierten Diamantarbeiter seien dazu bereit und befähigt, sowohl national wie international. In der Pfalz seien die christlichen Diamantarbeiter heute in der Lage, einen Tarifvertrag abzuschließen. Sie würden daran gehindert, weil man in den übrigen deutschen Diamantindustriezentren sich nicht einig werden könne. Der Versuch, die christlich organisierten Diamantarbeiter von der Mitarbeit bei der Regelung der Verhältnisse in der Diamantindustrie auszuschließen, sei begründet im Organisationsegoismus weltanschaulich anders gerichteter

Organisationen in Deutschland und Belgien. Hierdurch würden die Gesamtinteressen des Gewerbes geschädigt. Zu jeder Zeit seien die christl. Diamantarbeiter bereit und bereit gewesen zur lokalen Zusammenarbeit, auch mit andersgerichteten Organisationen, im Interesse des Gesamtgewerbes. Es sei für das Gesamtgewerbe ein großer Schaden, daß in Belgien der sozialistische „Allgem. Belg. Diamantbawerker Bond“ eine Zusammenarbeit mit dem „Christl. Belg. Diamantbawerkerverbond“ ablehnt, weil ersterer das Organisationsmonopol für Belgien erstrebt. Die Folge ist, daß beide Organisationen bei der organisatorischen Erfassung der in den flandrischen Kempen ansässigen ca. 20.000 Zeitarbeiter auf große Schwierigkeiten stoßen. Für das internationale Gesamtgewerbe seien diese unorganisierten Massen, die fast 40% aller in der Diamantindustrie beschäftigten Menschen darstellen, eine große Gefahr. In seiner Eigenschaft als 2. Vorsitzender der Christlichen Diamantarbeiterinternationalen ersuchte er Herrn Digowens, seinen Einfluß als Sekretär der „Internationalen Kommission für D. S. u. J.“, an maßgebender Stelle dahin geltend zu machen, daß in der, vor einiger Zeit berufenen „Studienkommission für die Verhältnisse der Internationalen Diamantindustrie“ auch ein Vertreter der 4000 Mitglieder zählenden Christlichen Diamantarbeiterinternationalen berufen werde.

Herr Digowens konnte in seinem Schlußwort, als Vertreter der internationalen Arbeiterschaft, die vom Kollegen Bongers gerügten Unzulänglichkeiten nicht bestreiten. Er sagte zu, das Gehörte an maßgebender Stelle vortragen zu wollen. Auch Herr Falz nahm in einem kurzen Schlußwort zu den aufgeworfenen Fragen nochmals Stellung, worauf dann die Versammlung beendet war. H. B.

# Verbandsgebiet

## Unsere Frühjahrswerbung in Mülheim

Serbst- und Frühjahrswerbung sind ständige Einrichtungen in unserer Verwaltung. Neben der Einstellung des Vertrauensmännerkörpers zur Werbung ist die gesamte Wirtschaftslage ein Faktor von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Wenn nun eine schlechte Wirtschaftslage vorliegt, so braucht und muß diese Tatsache nicht dazu führen, den Gedanken zu nähren, als wenn eine Werbung nunmehr keinen Erfolg zeitigen würde. Vielmehr kommt es darauf an, wie die Wahrheit jenes Satzes sich bei den Führern durchgesetzt hat: „Schwierigkeiten sind dazu da, damit dieselben überwunden werden.“ Wo dann die ersten Führer in Verwaltung und Ortsgruppen kräftig mit Hand anlegen, bleibt der Erfolg auch nicht aus. Unter der Devise, die Schwierigkeiten zu überwinden, steht die Frühjahrswerbung in unserer Verwaltung Mülheim-Ruhr.

Nachdem die notwendigen Vorbereitungsarbeiten in der Adressenbeschaffung getätigt, die Vorstände und Vertrauensmänner einmütig zur verstärkten Mitarbeit sich bereit erklärt hatten, ging es an die Werbearbeit. Als Werbezeit ist festgelegt, die Zeit vom 1. Sonntag im März, bis zum 3. Sonntag im April. Bis jetzt haben sich im Durchschnitt 50 Kollegen in den einzelnen Ortsgruppen an der Werbung beteiligt. Das Ergebnis bis Sonntag, den 12. April ist 80 Neuaufnahmen und 6 Ueber-

tritte. Somit haben wir als Ergebnis der Werbung 86 Neugewonnene für unseren Verband erzielt. Der letzte Sonntag wird unser Ergebnis an Neuaufnahmen und Uebertritten auf 100 bringen. Wir haben hiermit das Ergebnis der früheren Werbung erreicht. Gleichzeitig aber auch in unserer Verwaltung denjenigen, die da glaubten, bei der heutigen Zeit sei eine Werbung nicht von dem notwendigen Erfolg gekrönt, das Gegenteil bewiesen.

Wo die Vorstände und Vertrauensmänner einmütig Hand in Hand arbeiten, wo die Führung auch führt bei der Werbung, dort sind immer Erfolge zu verzeichnen. Sch.

## Mehr Gerechtigkeit und soziales Verständnis für den Hochwald!

Zwischen Nahe, Mosel und Saar liegt ein landschaftlich romantisches Gebiet, der Hochwald genannt. Die Menschen, treu und ehrlich, fromm und bieder. Mit dem Boden verwachsen, an der Scholle hängend. Der Boden ist arm, steinig, er kann die Menschen nicht ernähren. Seit Jahrzehnten fanden sie Arbeit und Verdienst an der Saar und in

auch die deutsche Seele gegen Dollarwährung zu verhandeln. Damals freilich mußten sie zu früh kommen, die Sanjaren dieses kühnen und männlichen Buches . . .

Nun ist sie aufgegangen über einer verwirrten Welt, die Sonne des Schicksalstages. Die Welt, erstickend unter der Last sinnlos produzierter Güter, beginnt zu beben. Die Maschine, in immer fürchterlicheren Produktionsorgien umschwingend, ist bei Louren angelangt, deren die Menschheit nicht mehr Herr wird. Die Maschine, deren Ausdruck und Former jener Elihu Grant, der Mensch des Hochkapitalismus, ist. Und heute, wo die schrankenlose Mechanisierung von Menschenseele und Natur ihren Bodshuf zeigt, heute, wo das alte Märchen vom Zaubrerlehrling sich bewahrheitet, wo der Jammer der Arbeitslosigkeit und der verdorrbenen Seelen um den Erdball schreit und der Glaube an die Technik erschüttert ist: heute wird es sich nicht zum zweiten Male verbluten mit seinen Prophetien. Es ist ein ganzes, junges und starkes Meer, das mit den Ideen dieses Buches marschiert. —

Dies Buch ist keine Utopie, vorausgeahnte Wirklichkeit ist es. Zudem bejudelt es niemanden und schilt nicht und behandelt selbst den großen technischen Antichrist mit jener Ehrfurcht, die Titanen gebührt. Es wird viel gestritten in diesem Buche, es handelt von harten und männlichen Dingen, und wie seine Menschen das harte Gesicht der Gegenwart zeigen, so handelt es eben von Dingen, die heute das Herz des tätigen Mannes stündlich bewegen. „Es war“, heißt es am Schluß, „euere geheime Not und euere Leid und euere Angst: da war es gut.“

Es erzählt, wie das Menschengeschlecht sich krümmt unter dem Eisenknüppel der Technik und wie die Wirtschaft Gottes Kreatur bedrängt und weiß doch von den Geschwadern wilder Schwäne, die schließlich hinwegziehen über den Trümmerhaufen des Babylonischen Turmes. Ja, es ist die ganze Ungewißheit unserer Tage, die in ihm zittert. „Es fehlt etwas“, sagt in diesem Buche in entscheidender Stunde der Chefingenieur Lawson und läuft ratlos auf und ab in seinen feierlichen Maschinenhallen. Wohl sieht er, daß seine Arbeiter Kinopaläste und Sozialver-

## Die Siedlung Antitrusttown

Eine Einführung von Edwin Erich Dwinger\*.

Dies Buch ist ein Buch der heranmarschierenden deutschen Generation. Und wenn ich von einer „jungen Generation“ spreche, so denke ich an die, die begriffen haben, daß wir mitten in einer nur noch der Völkerwanderung zu vergleichenden Weltkrise stehen. Daß die alte Erde wieder einmal ihr Fell zu schütteln beginnt und die Mikroben der Ueberzivilisation davonfliegen.

Die erste deutsche Kampfansage an den Amerikanismus ist dieses Buch, und ich wüßte nicht, wie es heute, wo Europa und die europäische Seele allenthalben sich bedroht sehen vom puritanischen Antichrist, ein aktuelleres und aufpeitschenderes Buch geben sollte. Von dem Kampf der europäischen Landschaft gegen diese amerikanische Invasion handelt das Buch, und es war damals, als es vor fünf Jahren als allererster Ver-

künder der uns heute aufrüttelnden Weltkrise erschien, allerdings dazu bestimmt, sich mit seiner Prophetie und seinen zu früh geblasenen Trompetenstößen zu verbluten. Vor fünf Jahren . . . als Europa noch an das amerikanische Paradies auf Erden glaubte, als der Heujahredensschwarm von Wirtschafts- und Weltbeglückungsidealien über den Ozean geschwirrt kam und viele bereit fand, mit dem letzten Zoll unserer Erde



Lothringen. Mit großen Opfern war diese Arbeit verbunden. Die Woche über waren sie fern von der Familie. In den Berg- und Hüttenwerken verrichteten sie die schwere, gesundheitschädliche und gefährliche Arbeit. Die Freizeit verbrachten sie in den Schlafhäusern der Werke. Am Wochenschluß fuhren sie heim. Frauen und Kinder bearbeiteten die Scholle, waren stolz, dem Mann und Vater Sonntags über ihre Arbeit und den Erfolg derselben berichten zu können. Wer abgearbeitete Frauen sehen will, muß in den Hochtal fahren.

Durch den Verlust und durch die Abtrennung des Saargebietes ist es anders geworden. Diese gewaltigen Industriegebiete sind auch nicht von der Wirtschaftskrise verschont geblieben. Es kam zu Betriebsbeschränkungen und Arbeiterentlassungen. Entlassen wurden vorwiegend Leute aus dem Reichsgebiet, aus dem Hochtal. Durch diese Maßnahmen wurden die Menschen und das Gebiet schwer betroffen. Die Heimat konnte und kann sie nicht ernähren, kann ihnen auch keine Arbeitsmöglichkeit bieten. Auf die kärgliche Erwerbslosenunterstützung sind die Leute angewiesen. Mit zweierlei Maß wird gemessen. Die Bergleute erhalten Unterstützung auf Grund ihres verdienten Lohnes. Für Hütten- und Metallarbeiter gelten andere Richtlinien.

Im Sommer 1930 wurden im Saarbergbau rund 600 Leute abgelegt, vorwiegend vom Hochtal, die unterstützt werden mußten. Einige Tage vorher, ehe sie ausgesteuert waren, wurden sie vom Arbeitsamt Arier nach Lothringen vermittelt. Sie mußten und nahmen diese Arbeit auf. Vor einigen Wochen wurden sie wieder entlassen und erwerbslos, bekamen noch einige Tage Unterstützung, waren dann ausgesteuert. Sie können aber nicht in die Krisenfürsorge kommen, weil sie (oh, Schreck!) im Ausland gearbeitet haben. Ironie des Schicksals. Wären die Leute nicht im Dezember 1930 nach Lothringen vermittelt worden, hätten sie in die Krisenfürsorge aufgenommen werden können. Weil sie aber die Arbeit aufgenommen haben, weil sie die Fürsorge entlastet haben, müssen diese Aermsten sich mit nichts befriedigen. Wo bleibt da die Logik? Die Arbeiterschaft des Hochtals will arbeiten und kein Almosen. Nachdem die Menschen wieder arbeitslos geworden sind, überläßt man sie ihrem

Schicksal. Obwohl sie vom Arbeitsamt nach Lothringen vermittelt worden sind. Der Ablehnungsbescheid lautet: „Weil Sie im Ausland gearbeitet haben, können Sie keine Unterstützung erhalten.“

Reichsregierung, ordne an, daß entweder die Leute die von deinen Arbeitsämtern ins Ausland vermittelt werden, nachdem sie von dort erwerbslos werden, auch Unterstützung erhalten, oder veranlasse, daß alle Erwerbslosen, wenn auch nur für einen Tag, im Ausland Arbeit bekommen, dann wirfst du sie als Unterstützungsempfänger los. Dann braucht das Reich die Mittel für die Unterstützung der Erwerbslosen nicht mehr aufzubringen, das Vaterland ist gerettet, und die Arbeiterschaft geht zugrunde. Ha. D.

### Menden gegen sozialistische Demagogie

In letzter Zeit versuchen die Sozialisten bei der sauerländischen Arbeiterschaft festen Fuß zu fassen, und zwar schreckt man im Mendener Gebiet nicht vor ganz gemeinen Mitteln, wie Lüge und Verleumdung zurück, die man gegen die christlichen Gewerkschaftsfunktionäre und Führer anwendet. Obwohl die diesjährigen Betriebsratswahlen ganz eindeutig zeigten, daß man zu den Funktionären des Christlichen Metallarbeiterverbandes ein weitaus größeres Vertrauen hat, als zu den sozialistischen (denn der Christliche Metallarbeiterverband hat trotz Belegschaftsverringerung einen Betriebsvertreter mehr als im Vorjahr und die Sozialisten verloren 10 Betriebsvertreter), glaubt jedoch die sozialistische Volkszeitung hegen zu dürfen, um sich auf diese Art und Weise bei der christlichen Arbeiterschaft Chancen für die SPD. und sozialistische Gewerkschaft zu holen. Gegen diese Versuche machte unsere Kollegen-schaft von Mendern, Lendingen, Sülingen, Fröndenberg und Bösperde in gutbesuchten Protestversammlungen ganz entschloßen Front und wandte sich sehr scharf gegen die sozialistische Demagogie. Die christlichen Metallarbeiter haben damit bewiesen, daß sie sich nicht durch sozialistische Demagogie irre machen lassen, sondern sie stehen mutig, offen und entschloßen für ihre Berufsorganisation, für den Christlichen Metallarbeiterverband ein. B.

# Umschau

## Karl Hölterhoff †

Noch am 2. Mai unterhielten wir uns über Behandlung der Zollfragen für unser Verbandsorgan. Am 3. Mai, morgens gegen 8 Uhr, starb Karl Hölterhoff an einem Herzschlag, noch nicht dreißig Jahre alt. Seit seiner Lehrlingszeit war er Mitglied unseres Christlichen Metallarbeiterverbandes. Im Bergischen Land suchte er vor allem in den evangelischen Jünglings- und Arbeitervereinen dem christlichen Gewerkschaftsgebanten Ausbreitungsmöglichkeiten zu verschaffen. 1922 wurde

Kollege Hölterhoff für Erfurt freigestellt, um dieses Gebiet stärker für den Christlichen Metallarbeiterverband zu erschließen. 1927 übernahm er die Leitung des Evangelischen Arbeitersekretariats am Niederrhein und wurde 1929 an die Bildungsabteilung unseres Reichsverbandes Deutscher Konsumvereine berufen.

Kollege Hölterhoff hat mit starkem Willen und großer Hingabe unserer gesamten Sache gedient. Sein Andenken wird auch bei uns stets in Ehren gehalten werden. ... r.

sicherungen gegen jedes erdenkliche Uebel, daß sie Fußballplätze und Automobile und öffentliche Bäder in Hülle und Fülle haben, daß sie aber insgeheim ihrer verlorenen Seele nachtrauern: „Es fehlt etwas ...“ Und irgendwo in diesem Buch steht ein Ratse, der steht plötzlich, unbegreiflich für die Ingenieure, seinen gesunden Arm zwischen die freisenden Räder der Antekwidelmuschine „System Dantam“: „Hier geht es hin, und da geht es hin ... fahrt da, Herr, hin und her geht es ... den ganzen Tag ... jede Stunde, jede Minute. Selbst wirft da so eine Maschine, die hin und her geht ... verliert seine Seele dabei.“



Chief-Engineer Lawson

Ja, so ist dieses Buch. Und weil es so ist, kommt es freilich wie Prophezie in unsere Tage. In unsere Tage, wo wir die gerufenen Geister nicht mehr loswerden können, wo man eine Zeit zu Strafe trägt, der nachgerade alles, was Gott, Kreatur, Jammern, Tränen und Seelenkette war, „sentimental“ erdhien. Sacher Stahl ist dieses Buch, bezieht, dem verregenen Schöpfer und seiner geschändeten Schöpfung eine breite Gasse zu bauen ins Dickicht der verwirrenden Heberzivilisation. Ich, der nämlich östlichen Landeshauptstadt entstammend wie dieser Fritz Red-Kallegenen, lege den Finger auf einen Satz dieses Werkes. Auf einen Satz, der alles sagt und die härteste Kampfsprache ist gegen unsern launigen Militärischsystem und unendlichen Kammermusik. Es kommt nicht darauf an, daß das, was man tut, einen Sinn hat. Sondern darauf kommt es an, daß es schwer ist und wehe tut.“

\* Edwin E. Döringer ist der Verfasser der Bücher „Armer hinter Gittergitter“ und „Zwischen Rot und Weiß“. Bücher, die mehr über das Werden Sozialismus sagen als Hunderte von Predigten.

### ... Es bleibt schon etwas hängen

Nach diesem Rezept geht auch die „Metallarbeiterzeitung“ (Nr. 15), das Organ des sozialistischen Metallarbeiterverbandes, vor in einem Artikel, der sich mit hohen Gehältern befaßt. Die Notiz dient wohl nur dazu, um die höhere katholische Geistlichkeit, Bischöfe und Erzbischöfe, in die Kreise der Großgehaltsempfänger mit Bankmagnaten und Industrieherrn einzufügen. Wie prächtig ergäbe sich daraus der Schluß: Kirche und Kapital beuten zusammen das Proletariat aus. Um die Sache schmerzhaft zu machen, werden unter niedlicher Verdrehung der Tatsachen wörtlich u. a. folgende Gehälter der „erstklassigen Vertreter der Kirche“ angeführt: Erzbischof von Köln 194 000 RM, Erzbischof von Breslau 191 000 RM, Bischof von Aachen 115 000 RM, Bischof von Hildesheim 92 000 RM usw. usw. „Verdammt prächtige Sache bei diesen Pfaffen“, wird der Leser der sozialistischen Metallarbeiterzeitung sagen und nicht merken, daß ihn die Metallarbeiterzeitung bemogelt hat.

Die angegebenen Summen sind nämlich gar nicht die Gehälter der Kirchenfürsten, sondern die Dotationen für die bischöflichen Stühle überhaupt. So verteilt sich die Summe für den Kölner Stuhl in folgende Posten: Erzbischöflicher Stuhl 58 000 RM, Seminar 22 000 RM, Emeritenanstalt 12 000 RM, Demeritenanstalt 6000 RM, Domkapitel 52 000 RM, Kollegialstift Aachen 15 000 RM usw. In dem Titel erzbischöflicher Stuhl sind die Kosten für die gesamte kirchliche Verwaltung Kölns, des Generalvikariats und Offizial mit ihren Räten, Rendanten und Sekretären und das Gehalt des Erzbischofs einbegriffen. Man kann sich an den fünf Fingern abzählen, wie hoch das Gehalt des Erzbischofs ist. Es ist nicht etwa 194 000 RM, sondern entspricht dem Gehalt eines preussischen Ministerialdirektors. Genau so ist es mit dem „Riesengehalt“ der anderen Bischöfe.

Die sozialistischen Minister Braun, Seegering, die sozialistischen Oberpräsidenten und Bürgermeister würden wahrscheinlich ein sehr lautes Geschrei machen, wenn man ihnen ein solches Gehalt vorsetzen würde. Die Wahrheit darf der sozialistische Kumpel natürlich nicht erfahren, sonst wäre auch die sozialistische „Metallarbeiterzeitung“ mit ihrem lateinischen Schmuck zu Ende. Und deshalb wird ein wenig gemogelt, ein wenig Spiegelschere getrieben, und das tut man um so lieber, als es gegen Kirche und Geistlichkeit geht. Auch ein Kapitel zur sogenannten religiösen Neutralität der „freien“ Gewerkschaften. ... i...

### Muttertag im Schatten der Arbeitslosigkeit

**W**enn er auch schon hinter uns liegt, der Tag des Gedenkens der Mutter, so soll uns dieser Tag allein dazu nicht genügen. Man redet heute von allen Nöten, von der Not der Landwirtschaft, des Mittelstandes, des Handwerkertums, der Beamten. Wer redet heute von der Not der Arbeiterschaft? In der Öffentlichkeit? Wer redet von der Not der Arbeitslosen, der Kurzarbeiter, der Wohlfahrtsempfänger? Wer redet von der Not der Arbeiterfamilie, der materiellen und seelischen Not? Und wer redet erst von der Not, die heute die Arbeiterfrau und Mutter durchmacht?

Der Mann ist arbeitslos. Eine Woche, fünf, zehn, zwanzig Wochen arbeitslos. Die mageren Unterstützungsgroschen reichen kaum dazu, das Leben notdürftig zu fristen. Jeden Tag sucht der Mann wieder nach Arbeit. Zwar ist im Haushalt allerhand zu tun, zu reparieren, zu basteln. Der Mann unterstützt die Frau in der Haushaltsführung, die ja bei den verringerten Einkünften viel schwieriger sich gestaltet. Aber das füllt den Mann nicht aus. Die Dunkelheit der wirtschaftlichen Lage; die Zweifelhastigkeit, bald wieder in Arbeit zu kommen, drücken immer mehr. Verbitterung steigt auf. Der Mann, welcher nicht ganz „sattelfest“ ist, fällt leicht dem Radikalismus von rechts und links in die Arme. Aber auch diese helfen nicht. Nebenarbeit wird gesucht. Ein elend saures Brot. Wieviel Demütigungen muß man sich gefallen lassen. Wie oft wird einem einfach die Tür vor der Nase zugeschlagen. Wenig oder gar kein Verständnis für Not.

Wenn in solchen Situationen die Arbeiterfrau nicht stark bliebe und die Zähne zusammenbisse, und den Mann vor unüberlegten Schritten zurückhielte, glaubt denn jemand, daß die Fensterscheiben der großen Geschäfte noch so heil wären und daß Geschäftsviertel von Plünderungen verschont geblieben wären. Deutschland würdigt viel zu wenig, was die Arbeiterfrau in ihrer stillen Arbeit für Land und Staat tut. Die Regierungen könnten überhaupt nicht mehr auf längere Sicht schaffen, um die Krise überwinden zu helfen, wenn nicht hinter ihnen als unsichtbare, als unersehliche Helferin die Arbeiterfrau und Mutter stände.

Der Mann ist der Erwerbslosenfamilie nicht mehr an erster Stelle die wirtschaftliche Stütze. Das ist vielmehr die Frau. Von ihrer Tüchtigkeit, von ihrer Arbeitskraft, von ihrer Organisationsfähigkeit hängt es ab, wie die Einkommensbescheidung durch vermehrten Fleiß und durch vermehrte Klugheit und Ordnung in etwa aufgeholt werden kann. Man gehe doch einmal in Wohnungen von Dauerarbeitslosen. Wenn dort noch alles sauber ist, wenn die Kinder noch rein und leidlich ordentlich herumlaufen, wenn noch nicht das Fürchterliche einer Verzweiflungsstimmung vorherrscht, dann darf man gewiß sein, daß die Frau in einem solchen Erwerbslosenhaushalt schuften muß, schuften muß bis spät in die Nacht hinein. Vielleicht hat sie noch eine Stundenstelle nebenbei, wo kräftig gearbeitet werden muß. Meint denn einer, die zerfurchten Gesichter der Arbeiterfrauen, die mehrere Kinder haben und deren Mann lange erwerbslos, kämen vom Nichtstun? Und wie, wenn die Frau noch krank ist, geschwächt durch viele Arbeit und geringe Kost? Das spielt bei der Bemessung der Unterstützungssätze keine Rolle. Aber die Führung eines leidlich ordentlichen Haushaltes hängt von der vollen Arbeitskraft der Frau ab.

In unserer Nähe ist ein solcher tragischer Fall. Der Mann über ein Jahr erwerbslos. Die Frau schwer tuberkulös. Sechs Kinder unter 14 Jahren. Wissen diejenigen um

solche Not, die den Wohlfahrtsunterstützten noch 10% ihrer Unterstützung kürzen wollen und selbst an 2000 RM und mehr im Monat zu verzehren haben? Ein einzelner kann in einem einzelnen Fall helfen. Aber gibt es nicht Zehntausende solcher Notfälle? Und selbst das weitausgebaute Fürsorgesystem hat nicht immer ausreichend Mittel zur Verfügung.

Da lernt man Arbeiterfrauen bewundern. Wie sie bei sich an allem knapsen, um den Kleinen wenigstens eine geringe Freude zum Namenstag oder Geburtstag machen zu können. Alle Tätigkeiten für die Familie müssen selbst vollführt werden. Schneidern, bügeln, haarschneiden, (selbst wenn es „Treppen“ gibt) anstreichen, schustern. Wer kann von einem Arbeitsloseneinkommen den Handwerker in den auch heute noch überhöhten Preisen bezahlen!

Und dann sieht man, wie gerade solche Frauen die Notwendigkeit empfinden, an sich und ihrer geistigen Fortbildung zu schaffen. An den Frauenversammlungen, welche unser Christlicher Metallarbeiterverband im Jahre 1930 veranstaltete mit Vorträgen,



für den Muttertag

Darbietungen, mit Kaffee und Kuchen, nahmen 45 000 Frauen unserer Metallarbeiter teil. Sie waren sich darüber klar, daß auch sie an der Festigung und Stärkung der gewerkschaftlichen Organisation auf ihre Art mitarbeiten müssen. Sie haben längst eingesehen, daß es ohne die Gewerkschaft um die Existenz und die Lebenshaltung ihrer Familien mehr als bedenklich gestellt wäre. Sie wissen, daß unsoziale Kräfte am Werke sind, um ihrem Mann die Unfall- und Invalidenrente womöglich zu strei-

chen und die Witwen- und Waisenrente erheblich zu kürzen. Aus dem starken Willen der Mütterlichkeit für ihre Familie halten sie fest am Christlichen Metallarbeiterverband.

Das soll uns der Muttertag sein: Ein Denken und Fühlen für das Große, das die Mutter in der Arbeiterfamilie leistet; aber noch mehr ein ständiger Ansporn, für Gerechtigkeit, Sicherheit und Aufstieg der christlichen Arbeiterfamilie zu kämpfen.

Wie.

## Der Arzt im Kinderwagen



**B**ewiß, meine lieben Frauen, der Arzt selbst liegt ja nicht drin, aber, Hand aufs Herz, haben Sie schon einmal an einem warmen Frühlingstag oder gar an einem heißen Sommertage ihren Kopf unter das Verdeck eines Kinderwagens gesteckt? Wenn Sie es getan hätten, dann wüßten Sie wohl, was der Arzt im Kinderwagen zu suchen hat. Da liegt nun so ein kleines, wehrloses Kerlchen, dick eingepackt in weiche Federdecken, so daß von dem ganzen kleinen Wesen kaum mehr als die Nasenspitze zu sehen ist. Der Wagen selbst ist oft ganz und gar mit Wachtuch ausge schlagen — wegen der vermeintlichen Erkältungsgefahr. Das Verdeck ist hochgeklappt — Kleinkinder könnten sonst ja „Zug“ bekommen, und dicke Gardinen werden zu allem Ueberfluß noch vorgezogen, um gegen die Sonne und die Fliegen den nötigen Schutz zu gewähren. Und dann wundert man sich, wenn so ein armes Würmchen krank wird!

Wie falsch, wie grundverkehrt ist das alles!

Der Säugling braucht vor allem Luft und Licht. Dazu gehört ein geräumiger Kinderwagen, am besten aus Korbgeflecht oder dergleichen. Nie soll der Korb mit Wachtuch oder anderen Stoffen ausge schlagen sein, die keine Luft durchlassen.

Das Lager für den Säugling sei flach; eine harte, mit Kopshaar oder Haserstroh gefüllte Matraze diene als Unterlage. Darauf breite man ein Matratzentuch und ein Stück Billrothbatist, und über dieses ein Baumwolltuch, auf das der Säugling samt seiner Windel gelegt wird. Auch das Kopfkissen sei flach und fest und nur mit Haserstroh, Kopshaar oder dergleichen gefüllt. Fort mit den heißen Federbetten! Das Deckbett soll jeweils der Witterung angepaßt und im Winter mit Daunen, Kapod oder dergleichen gefüllt sein, im Sommer genügt eine Wollbede. So wird man zunächst der für das Kind gefährlichen Wärmestauung wirksam begegnen können.

Gardinen oder Vorhänge müssen so beschaffen sein, daß sie der Luft den Zutritt nicht verwehren, deshalb sind Wachtuchverdecke, die hochgeschlagen werden, unbedingt zu verwerfen. Zum Schutz gegen die Fliegen eignet sich am besten ein leichter Gaze schleier.

So vorbereitet, darf man den Säugling getrost im Kinderwagen ins Freie bringen.

Aber auch die Auswahl eines geeigneten Standortes für den Kinderwagen verlangt einige hygienische Kenntnisse. Man fahre oder stelle den Kinderwagen nicht auf staubige Straßen

und Plätze oder gar in den Konzertgarten. Der Kinderwagen gehört ins Freie, ins Grüne.

Im Herbst und Frühjahr mag man sonnige Stellen auffuchen, im Sommer aber den Schatten. Leider wird oft aus Bequemlichkeit und Unverstand gerade hierin zum Schaden der Kinder viel gesündigt.

Achtlos wird der Kinderwagen in die Sonne gestellt, während die Mutter oder Kinderpflegerin sich auf eine schattige Bank zu einer ausgiebigen Unterhaltung mit Bekannten niederläßt. Die



Sonnenstrahlen fallen bei der Rückenlage des Kindes dann senkrecht in sein Auge, was der Erwachsene, der aufrecht geht oder sitzt, gar nicht bemerkt. Bald sucht der Säugling sich durch Blinzeln oder Schließen der Augen gegen das blendende Sonnenlicht zu schützen. Doch das gelingt gewöhnlich schlecht, und schließlich trifft der Sonnenstrahl das ungeschützte Auge. Dann wirkt die im Auge befindliche Linse wie ein Brennglas und schädigt die Retzhaut des kindlichen Auges. Man stelle deshalb nie den Kinderwagen und den darin befindlichen Säugling schuhlos in die Sonne, sondern Sorge stets dafür, daß die Augen des Kindes der direkten Sonneneinwirkung entzogen werden.

Schließlich vergesse man nicht, den Wagen mit einem Schutzhelm auszurüsten, den man um den Leib des Kindes schlingt und am besten noch mit Schulterbändern versieht, damit er nicht abgleiten kann. Auf diese Weise werden Kinder, die schon aufstehen können, am sichersten vor dem Herausfallen aus dem Wagen bewahrt.

Dr. Kayser.

## Alles schon dagewesen — sagt Ben Akiba



**H**aben wir nicht allen Grund, auf unsere Zeit stolz zu sein? Wie weit ist man doch heute gegen früher! Was Jules Verne vor 30 Jahren als Zukunftsträume in seiner abenteuerlichen Phantasie erdacht hat, ist heute Wirklichkeit geworden, und manches davon ist schon wieder überholt — denn

Hermann der Cherusker wäscht sich mit Seife. Die Römer haben das den Germanen erst nachgemacht



eine Reise um die Welt in sechzig Tagen erscheint uns heute nach dem Weltflug des Luftschiffes „Graf Zeppelin“ als eine Bummelfahrt. Der Kapitän Wilkins plant jetzt eine Nordpol-Expedition im Unterseeboot: unter dem dicken Eise der Polarzonen will er seinem Ziele entgegenfahren. Funk und Rundfunk, Weltraum-Raketen und Raketen-Wagen, Fernsteuerschiffe und Fernlenkflugzeuge ... was haben wir heute schon alles oder doch in greifbarer Nähe! Wie weit liegt die Vergangenheit! Und doch wäre es grundfalsch, auf die Jahrtausende menschlicher Kultur verächtlich zurückzublicken! Alles, was wir unternehmen und vollbringen, baut sich irgendwie auf Erfahrungen der Vergangenheit auf. Der große Maler Leonardo da Vinci, der zugleich Bildhauer und Baumeister, Mathematiker, Anatom, Ingenieur und Philosoph war, hat sich schon vor 400 Jahren mit der Frage abgemüht, wie der Mensch das Fliegen lernen könne. Auf seinen Zeichnungen erkennt man eine Flugmaschine, die nicht viel anders aussieht, als Otto und Gustav Lilienthal sie erst vor einem Menschenalter gebaut haben. Und in die jagenhaften Zeiten des alten Griechenlands reichen die Wünsche des Erdenbürgers zurück, sich Flügel anzuschaffen, wie der Vogel sie besitzt, um sich über Länder und Meere, hoch hinauf in den Lether zu schwingen. Wenn wir heute



„Komme ich auch nicht zu spät zum Kaiser?“ — Seltsam, Dürer mit der Taschenuhr!



Der erste Monokelträger der Welt war der wahrsinnige Kaiser Nero

Stolz auf die Armbanduhr am Handgelenk blicken, denken wir auch daran, daß schon Dürer und Solbein die Taschenuhr gekannt

und wohl auch besessen haben! Und ist es allgemein bekannt, daß die Dampfmaschine, die doch erst 1761 von James Watt erfunden wurde, in dem lustigen „Püstrich“ einen Vorläufer gehabt hat? Das war die bronzene Zohlsfigur eines lauernden Mannes, die man im Mittelalter aus einem tiefen Burgkeller herauszog und mit Andacht bewunderte, weil man sie für einen heidnischen Götzen hielt. Füllte man diese Zohlsfigur mit Wasser und setzte sie auf ein starkes Feuer, dann begann es in ihrem Leibe zu bullern und zu poltern, und alsbald spie das greuliche Ungeheuer „Flammen wie von Schwefel“ aus seiner Mundöffnung. Man erkannte eben noch nicht die Druckkraft des kochenden Wassers und hielt für Feuer, was doch nur Dampf war.

Manches andere noch, was wir für ganz modern halten, ist schon reichlich alt. Den Gebrauch der Seife lernten die Römer von den Germanen kennen, sicherlich eine sehr willkommene Errungenschaft für ein Volk, das sich gern viele Stunden lang in prunkvollen Badepalästen die Zeit vertrieb und die heißen Bäder so liebte. Im alten Byzanz, aber ebenso auch in den römischen Kolonien von Nordafrika, gab es in der frühen Christenzeit berühmte Rennställe. Wetten wurden abgeschlossen auf die Favoriten des Tages, und die Namen der Sieger und Trainer waren in aller Munde. Kaiser Nero, selber ein Freund schöner Pferde, die er mit vergoldetem Hafer füttern ließ, hat zahllosen aufregenden Rennen beigewohnt. Durch das Monokel aus geschliffenem Smaragd betrachtete er dann stolz und maßlos eitel die siegreichen Renner seines Marstalls.

B.

## Die gesetzliche Vertretungsmacht der Ehefrau im Haushalt

**N**ach § 1356 des Bürgerl. Gesetzbuches ist die Ehefrau berechtigt und verpflichtet, das gemeinschaftliche Hauswesen zu leiten. Zu persönlichen Dienstleistungen im Hause des Mannes ist die Frau nur verpflichtet, wenn eine solche Tätigkeit nach den Verhältnissen, in denen die Ehegatten leben, üblich ist. — Bei allen Rechtsgeschäften, die den häuslichen Wirkungskreis betreffen, vertritt oder verpflichtet sie ihren Mann immer rechtsgültig, ohne seiner besonderen Genehmigung zu bedürfen. Die Frau kann aus solchen Geschäften überhaupt nicht in Anspruch genommen werden. Sie kann sogar beim Abschluß der Geschäfte im eigenen Namen handeln. Die Form des bei den Ehegatten vorherrschenden Güterstandes beeinflusst in keiner Weise die Art der Vertretungsmacht.

Die in der Einleitung erwähnte Tätigkeit bezeichnet man kurz als Bereich der „Schlüsselgewalt“. Schon von altersher war es bei uns Deutschen üblich, mit dem Augenblick der Schlüsselübergabe an die Ehefrau ihr auch gleichzeitig die Leitung und Verwaltung des Hauswesens zu übertragen. Umgekehrt galt die Schlüsselentziehung als ein Zeichen ehelicher Scheidung.

Die Grenzen dieser eingeräumten formlosen gesetzlichen Vertretungsmacht sind fließend, da der Begriff „Aufwand des ehelichen Lebens“ verschiedenartig beurteilt wird. Zum Aufwand des ehelichen Lebens gehören z. B.: Anschaffung von Lebensmitteln, Beleuchtungs- und Heizmaterial, Hausrat, Kleidungsstücke, Schuhe, Kindererziehung und die damit verbundenen Ausgabekosten. Ferner fallen hierunter die Anstellung, Beurlaubung oder Entlassung weiblicher Dienstboten. Neuangeschaffte

Für unsere Jungen:

### Barbarossas Kreuzzug

Konrad von Bolanden.

XI.

Der Fürst fuhr zu Friedrich Barbarossa gewandt fort: „Als nun auf des Griechenkaisers Geheiß der Bischof Hermann von Münster Eure Botschaft vortrug, da lächelte Isaak höhnisch und mit ihm seine Höflinge. Das kaiserliche Hohnlächeln wurde zum schallenden Gelächter, in das alle um den Thron eingesetzten, als der Bischof mit der Versicherung Eurer Friedensliebe und Vertragstreue seine Botschaft schloß. Darauf machte Isaak einige spöttische Bemerkungen, denen er die Worte beifügte: „Meine Hochachtung für Euch und für jenen, der Euch gesandt hat, nämlich für den Fürsten Alemanniens, wird die Euch gebührende Herzberge beweisen.“ — Jetzt wandte er sich an einen Palastbeamten, der in nächster Nähe der Boten Saladins stand, und sagte dem Türken zum Gehör: „Unverweilt die Lateiner insgesamt verhaften und einsperren!“ — So geschah es. Kaum hatten Eure Gesandten den Palast verlassen, da wurden sie ergriffen und in einen schlechten Kerker geworfen, darin sie heute noch hungern und schmachten.“

Die Eindrücke dieser Schilderung auf Barbarossa waren unbeschreiblich. Er saß starr wie eine Bildsäule, nur das Blitzen und Flammen seiner Augen verriet, daß Leben in dieser unbeweglichen Gestalt wohnte. Hierbei zeigte er eine Selbstbeherrschung, welche die größte Bewunderung des Fürsten Stephan erregte. Obwohl in seinen Gesandten persönlich beschimpft, obwohl Isaaks Treulosigkeit und Verrat seinen Jörn entflammten und ein furchtbarer Seelensturm sein Inneres erschütterte, verließ ihn doch keinen Augenblick jene Hoheit, die seiner erhabenen Würde ziemte. Indem er sich aber bemühte, seine Fassung zu bewahren, durch leiden-

schaftliches Ausbrausen dem Kaiser nichts zu vergeben, konnte er es doch nicht verhindern, daß sich seine Stirne weiter schwer umwölkte, daß seine Augen Blitze schossen, daß furchterregende Strenge und offener Entschlossenheit über seinem Angesichte sich verbreiteten. Betroffen senkte Keemanja den Blick und wagte nicht, die eingetretene lange Pause des Schweigens zu unterbrechen.

„Wir danken Euch, Fürst Stephan!“ hob endlich der Rotbart an. „Was Gist für das körperliche Leben, das ist der Inhalt Eurer Mitteilungen für Mannes Ehre und Rechtsinn, welche dort nicht bestehen können, wo solche haarsträubende Gesinnung herrscht. Nochmals, — ich danke Euch! Ihr habt





Erfahrung für im Haushalt verbrauchte oder beschädigte Hausgeräte gehen hierbei ohne weiteres in das alleinige Eigentum der Ehefrau über.

Daß aber selbst im häuslichen Wirkungskreis noch der Mann die entscheidende Stimme hat bei Meinungsverschiedenheiten unter den Ehegatten, geht daraus hervor, daß zwar zahnärztliche und ärztliche Behandlung von Frau und Kindern noch zum Bereich der Schlüsselgewalt gehören, aber zur Operation oder Krankenhausbehandlung — sofern kein dringender Grund vorliegt — die Genehmigung des Mannes erforderlich ist. Auch größere Kaufanschaffungen, z. B. eines Klaviers, Luxussteppichs oder Speisezimmers, müssen vorher dem Mann unterbreitet werden. Der Mann darf sein Recht der Entscheidung nicht mißbrauchen, da diese sonst für die Frau nicht bindend ist.

Wichtige Vorfälle des täglichen Lebens, wie Zahlung von Miete, Wechselzeichnung, Prozeßführung oder Darlehnsaufnahme für Haushaltswende unterliegen stets der Erledigung durch den Mann.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient das Abonnieren von Zeitschriften. Wohl fällt zwar das Abonnieren von Zeitungen und Zeitschriften für die Familie unter die Geschäfte, welche die Frau nach § 1357 BSB. infolge ihrer Schlüsselgewalt für den

Mann wahrnehmen kann. Es trifft aber nicht mehr zu für das Bestellen von Zeitschriften mit verbundenem Versicherungsvertrag (Unfall- oder Sterbegeld). Der Abschluß solcher Verträge fällt nicht in den Bereich der Schlüsselgewalt der Frau. Der Mann kann also durch einen solchen Vertrag, den seine Ehefrau abgeschlossen hat, nicht zur Zahlung verpflichtet werden.

Gültig wäre ein solcher durch die Ehefrau abgeschlossener Versicherungsvertrag nur dann, wenn der Mann seine Genehmigung zum Vertragsabschluß gegeben hat oder stillschweigend den weiteren Bezug dieser mit Unfall- oder Sterbegeld verbundenen Zeitschrift duldet.

Um den Bereich der Schlüsselgewalt zu begrenzen, muß eine gewisse Richtlinie vorhanden sein. Für die Beurteilung ihres Umfangs spielt nicht das Einkommen die entscheidende Rolle, sondern die soziale Stellung des Mannes, wie auch die Lebensführung solcher Ehegatten an diesem Wohnort maßgebend ist.

Serner soll die im Verkehr notwendige Sorgfalt beobachtet werden; so ist z. B. die Tragweite verschieden, ob die Frau eines niederen Beamten oder die eines Bankiers einen teuren Pelzmantel oder eine Flasche Kistenwein kauft. Bei der ersteren liegt sicher eine augenfällige Ueberschreitung der Schlüsselgewalt vor, während es bei der Bankiersgattin meist zum häuslichen Wirkungskreis gehört. In diesem Fall haftet der niedere Beamte nicht. Ebenjowenig wäre dies der Fall, wenn die Frau eines kleinen Haushalts statt 5 Zentner 50 Zentner Kohlen kaufen würde. Andererseits ist der Mann aber verantwortlich für den Mißbrauch der Schlüsselgewalt, den seine Frau infolge Verschwendungsjucht bei Anschaffung teurer Oelgemälde, Luxus-teppiche, Schmuckfachen oder kostspieliger Toiletten treibt.

Zwecks Zahlungen von Schuldverpflichtungen, welche die Frau in Ausübung ihrer Schlüsselgewalt bewirkt, kann der Gläubiger immer nur den Mann verklagen, selbst wenn dieser zur Zeit mittellos sein sollte oder die Einwendung machte, daß die gekaufte Ware nicht für den Haushalt bestimmt gewesen sei. Doch haftet die Frau als Erfüllungsgehilfin des Mannes gemäß § 826 BSB., wenn sie bei Zahlungsunfähigkeit des Mannes für den Haushalt Waren auf Pump entnimmt.

Da die Frau dem Manne gegenüber gesetzlich Beauftragte ist, kann er von ihr Auskunft und Rechenschaftsablegung über das Haushaltsgeld verlangen, sofern sie für gewisse, angeblich erforderliche Auslagen Vorstoß verlangt. Verwendet sie aber das Geld zu andern als hauswirtschaftlichen Zwecken, so steht dem Ehemann gegenüber der Frau das Rückforderungsrecht auf Grund einer Schadenersatzklage zu, vorausgesetzt jedoch, daß sie noch Privatvermögen besitzt. (Schluß folgt.) Dr. Theodor Haut.

mit allerdings ein Licht angezündet, welches den ganzen byzantinischen Hof in der häßlichsten Beleuchtung zeigt."

6. In den Schluchten des Sämus.

Die Voraussage des Fürsten Stephan erfüllte sich. Kaum hatten die Pilger die Grenze Bulgariens überschritten, als sie heftig angegriffen wurden. Jetzt waren es nicht mehr kleine Banden, die in Schlupfwinkeln lauerten und aus ihren Verstecken mit Pfeilen schossen, jetzt waren es starke, bewaffnete Scharen, welche die Pilgrime mit leidenschaftlichem Ungestüm anfielen. Fast jedes Mal mußte den Feinden mit Waffengewalt entzogen werden. Hierzu kam der Umstand, daß Bulgarien ein Gebirgsland ist, von Höhenzügen und tiefen, engen Tälern des Sämus durchschnitten. Engpässe, von den Chronisten, welche an der Kreuzfahrt teilnahmen, „Klanjurat“ genannt, mußten durchzogen werden. Diese Engpässe oder Klaffen wurden gebildet durch hohe, senkrechte Felswände, die oft so nahe zusammenrücken, daß kaum ein Lastwagen Raum fand, hindurchzukommen. Die Bulgaren hatten diese Engpässe mit Baumstämmen, Ästern und Steinblöcken vermauert, zuweilen sogar förmliche Klammern angefügt. Hinter diesen Befestigungen erwarteten sie die Kreuzfahrer, und empfangen dieselben mit einem Hagel von Pfeilen und Wurfspeeren. Solche Klammern und Verhängerungen mußten erklimmt und dann die Hindernisse beseitigt werden, zum Passieren der Reiterei und Wagen. Schon bei Ertümmung der ersten Klaffe entspann sich ein blutiges Gefecht, in welchem der edle Ritter von Hals fiel; andere Ritter und Fußkrieger empfangen schwere Wunden. Zuweilen geschah es, daß die aus den Verstecken vertriebenen Feinde rasch verschwanden, sich aber unter dem Schutze der ihnen bekannten Berge und Täler wieder sammelten, um die nachfolgende Pilgerkavale zu überfallen.

In diesen feindlichen Angriffen und Hindernissen gestrahten sich die Schwereleistungen der rauhen Gebirgswege und die Hitze des Hochsommers, welche namentlich in den Tälern, deren Felswände die Sonnenglut zurückstrahlten, die Schwereleistungen sehr belästigte.

Lang all dieser Leiden und Mühen blieben die Pilger beharrlich in ihrer Geduld und in ihrem Vorhaben, ohne Murren die Strapazen zu ertragen. Sie warteten sich auf der Kreuzfahrt, bei deren Beginn sie gelitten, zur Dase für ihre Sünden, zur Befreiung Jerusalems, zur Ehre Gottes und in Erwartung ewigen Lohnes, allen Schwierigkeiten mit Entschlossenheit zu unterwerfen.



Die Dürst des Herzogs Friedrich von Schwaben hatte eben wieder die Dürst eines Engpässes genommen und die Feinde vertrieben. Die Fußkrieger waren beschäftigt, Felsblöcke und Baumstämme zu entfernen, den

# Etwas vom berühmten Doktor Eisenbart

„Ich bin der Doktor Eisenbart,  
Kurier' die Leut' nach meiner Art,  
Kann machen, daß die Blinden geh'n  
Und daß die Lahmen wieder seh'n.“



Das ist ein altes Studentenlied, das man noch heute sehr wohl kennt, und der Mann, von dem es singt, gehört zu den wunderlichen Lieblingen der Volksdichtung wie Rübezahl und Münchhausen, nur mit dem Unterschied, daß dieser „Doktor Eisenbart“ wirklich einmal gelebt hat. In Hannoversch-Münden ist nämlich sein Grabstein noch heute zu sehen, der die Inschrift trägt:

Alhir / ruhet / in Gott / Dr weiland Hochedle / Hocherfahrene Weltberühm. / Herr. Herr. / Joh. Andreas Eisenbart / Königl. Großbritannischer und / Chvrverstl. Braunsch. Lüneb. / Privilegirter Landarzt / wie auch / Königl. Preußischer Raht / und Hofokuliste. / Von / Magdeborg. / Geboren Anno 1661 / Gestorben 1727 d. II. Novem. / Aetatis 66 Jahr.

Dieser Leichenstein ist aber nicht die einzige Nachricht über ihn. Aus alten Akten und Urkunden der verschiedensten Stadtarchive hat sich ein recht vollkommenes Bild seines seltsamen Wanderlebens wieder herstellen lassen.

Johann Andreas Eisenbarth, wie er sich selbst schrieb, wurde 1661 „als ein guter Bayer“ zu Diechbach bei Regensburg geboren und erhielt seine Ausbildung zum Okulisten (Augenarzt) und Gallensteinschneider bei dem Augenarzt Alexander Biller zu Bamberg. Er hat also eine zu seiner Zeit sachgemäße Bildung genossen, denn ein Universitätsstudium für Chirurgen, die operieren, gab es damals noch nicht. Allerdings hat Eisenbart sich den Dokortitel nur selber zugelegt, wahrscheinlich, weil ihn die Leute so nannten. Immerhin muß er ein sehr geschickter Arzt gewesen sein, der im Laufe seiner vierzigjährigen Praxis mehrere tausend Kranke durch Operation geheilt hat, und die böse Rede, die ihm so arge Kurpfuscherei vorwirft, ist sicherlich von den weniger erfolgreichen Ärzten aus Futterneid in die Welt gesetzt worden. Tüchtig war der Eisenbart eben vor allem in der Kunst, von sich reden zu machen. Solche Reklame verstanden nicht einmal die Kaufleute zu verbreiten. Er reiste von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, schickte seine Quartiermacher vor sich her und schlug dann auf Jahrmärkten, bei Kirchweih und Freischießen seine hohe Bühne auf, deren Podium, wie es in

einem Bericht heißt, an den Ecken auf vier Säffern ruhte. Um aber die Leute in Massen anzulocken, ließ er auf diesem Podium Hanswürste und dumme Auguste ihre Späße reißen, ließ Pauken und Trommeln wirbeln und hoch durch die Luft Seiltänzer balancieren. Dann verteilte er Flugblätter, auf denen sein Ruhm mit tönenden Worten verkündet wurde und begann schließlich selber eine Ansprache wie jeder andere Marktschreier: „Hochgeehrte Herren, ich bin der berühmte Eisenbart!“



So stand Doktor Eisenbart auf der Jahrmarktsbühne und pries seine Wunderkuren an.

Dann ließen sich die Leute von ihm behandeln. Nebenbei verkaufte er noch allerlei Arzneien, wie seinen „Köstlichen balsamischen Haupt-, Augen- und Gedächtnis-Spiritus“, und verdiente damit noch viel Geld. Er konnte sich schließlich eins der größten Häuser in Magdeburg für teures Geld erwerben. Auch in Zeitungen machte er seltenlang Reklame, um seine bevorstehende Ankunft vorzubereiten.

So wuchs sein Ruhm derartig, daß er sogar mit königlichen Aufträgen bedacht wurde. Ganz so schlimm, wie es von ihm in dem Liede heißt, scheint er demnach nicht gewesen zu sein. L.

Weg durch die Klause frei zu machen. Die Edelleute rasteten im Schatten des bewaldeten Tales, während ihre Pferde zügellos gingen und das Gras der Talsohle fraßen. An vielen Punkten der langen Heerstraße hatten sich Gruppen gebildet, die ihre Priester umgaben, deren frommen Betrachtungen sie lauschten. An anderen Stellen knieten oder standen Ritter und Fußknechte um einen Mönch, der Gebete vorsprach, die mit religiösen Gesängen wechselten. Da und dort saß auf einem Felsstück ein Priester, die Stola umgetan, und vor ihm kniete ein Pilger, der seine Sünden reumütig bekannte. Solche frommen und täglichen Übungen waren sehr geeignet, den religiösen Geist der Waller zu beleben und die strenge Disziplin des Kaisers zu unterstützen, welche zur Aufrechterhaltung der Ordnung notwendig war, zumal bei der großen Menge Bewaffneter einzelne rohe Gesellen zu Ausschreitungen geneigt waren.

Etwas hundert Schritte von dem Engpaß entfernt saß im Schatten einer fortlaufenden Felswand Herzog Friedrich. Er hatte den Helm abgenommen und die Panzerklappe zurückgeschlagen, so daß seine goldgelben Locken in reicher Fülle über die Schultern herabwallten. Sein mächtiges Schwertschwert hatte er über die geharnischten Beine gelegt, und war eben beschäftigt, die Panzerhandschuhe abzustreifen. Während dieser Tätigkeit beobachtete er seinen trauten Waffenbruder Ludolf von Scharfeneck, der wie eine eiserne Bildsäule, in ernste Betrachtungen versenkt, unbeweglich an der Felswand lehnte. Der beobachtende Herzog mochte irgend eine komische Seite in der Haltung seines Freundes finden; denn Zeichen schalkhafter Laune glitten über sein männlich schönes Angesicht.

Vor beiden saß auf einem Stein ein gewaltiger Hüne, Eppo von Grävenstein genannt. Diesen Ritter sah man niemals lachen und niemals ohne Rüstung. Zur Nachtruhe entledigte er sich zwar des Panzers, aber dann kam ein feines Stahlhemd zum Vorschein, das er unter dem Panzer trug, niemals ablegte und sein Busshemd nannte. Eppo war von riesenhafter Stärke und bewunderungswürdiger Tapferkeit, aber einsilbig im Verkehr, und näherem Umgang unzugänglich. Für Ludolf von Scharfeneck bewies er besondere Zuneigung, seit ihm derselbe von der Mühle im Queichtal erzählte, von seinem Epan mit Ramberg sowie von dem begangenen Mord, zu dessen Sühne er das Kreuz genommen. Und als ihm Scharfeneck seinen unheilbaren Seelenschmerz und seine Furcht vor Gottes künftigen Richterspruch ob des begangenen Frevels enthüllte, da sagte Grävenstein: „Verzaget nicht, Herr Ludolf! Wäre Gott nicht barmherzig

den Reuigen, wie müßte es jenen ergehen, die weit größere Missetäter sind, als Ihr!“ — Zu diesen Missetätern mochte er sich selbst rechnen, daher sein Buskleid, sein steter Ernst, seine Wortfargheit und seine Buspsalmen, zu deren andächtigem Herjagen er sich bei jeder schuldigen Gelegenheit zurückzog. — Gegenwärtig studiert Eppo die nächste und entferntere Umgebung. Namentlich verdient ein Seitental unterhalb des Lagerplatzes seine ganz besondere Aufmerksamkeit.

Herzog Friedrich hatte endlich die Betrachtungen seines Freundes unterbrochen.

„Ludolf, wovon träumst du eigentlich? Es muß ein merkwürdiger Traum sein, der bald trübe Schatten, bald hoffnungsfreudige Lichter über dein Gesicht streut. Willst du mich an den Geheimnissen deiner Freuden und Leiden teilnehmen lassen?“

Scharfeneck machte eine Bewegung, die ebenso Unwille, wie Verlegenheit ausdrücken konnte. Ohne ein Wort zu erwidern, änderte er seine Stellung und ließ sich neben dem Fürsten auf dem hingestürzten Baumstamm nieder. Friedrich wartete einige Augenblicke, in der Hoffnung, der Stumme möchte seinen Mund zur Erklärung öffnen. Als er jedoch beharrlich schwieg, rückte ihm der Herzog näher und legte seinen Arm über Ludolfs Schultern.

„Wenn du mir nicht beichten willst, dann begeht du einen Verstoß wider unsere Ordnungsregel,“ fuhr er lächelnd fort. „Du weißt, zwischen trauten Waffenbrüdern dürfen keine Geheimnisse bestehen. Demnach bist du verpflichtet, mir zu erzählbaren, was dein Gemüt bewegt.“

„Wenn du auf die Sagen unserer Waffenbruderschaft dich beruffst, mein Friedrich, dann bin ich dir gegenüber zur brüderlichen Zurechtweisung verpflichtet.“

„Wie? laß einmal hören!“

„Nach unserer Regel sollen wir uns gegenseitig zu allen Rittertugenden anspornen und auch darüber wachen, daß kein Hauch niederen Sinnes den spiegelblanken Ehrenschild trübe. Nun will ein böses Kräutlein Wurzel fassen in deinem Herzen, darin bislang nur Tugenden wohnten, — als da sind: Frommheit, Sinnesreinheit, Barmherzigkeit für arme Leute, bereitwillige Hilfe für schuldlos Unterdrückte, Tapferkeit, kühner Mut, Bescheidenheit, kurz alle Kostbarkeiten, welche den echten Ritter zieren. Nun möchte besagtes Giftkräutlein den Glanz jener Edelsteine und Kleinodien verdunkeln, und dieses Giftkräutlein heißt, — Dornwih.“

(Sortierung folgt.)

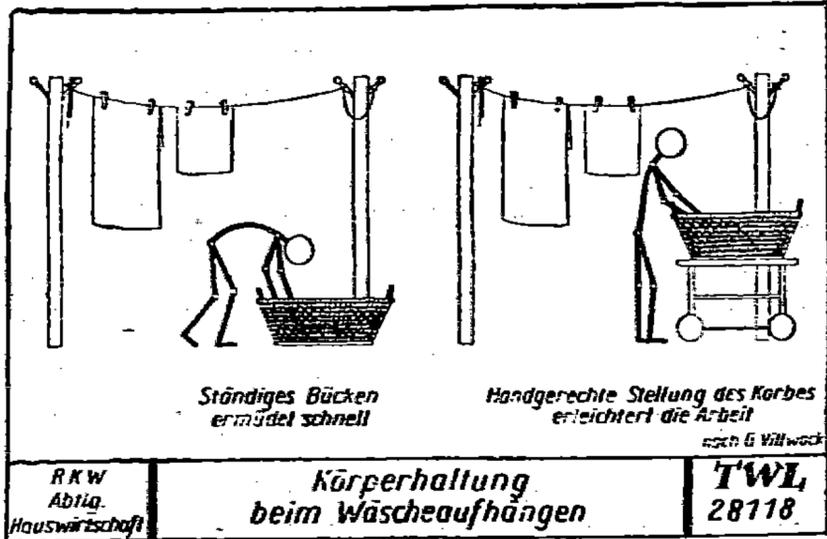
# Frauenarbeit leichter gemacht

II.



Der Besenstiel für eine Frau, die vielleicht 1,75 Meter groß ist, muß und soll länger sein als für eine kleine Frau, die kaum 1,50 Meter groß ist. Die große Frau soll aber nicht versuchen, mit einem zu kurzen Besenstiel zu arbeiten, dann muß sie sich nämlich bücken, und zwar ständig während der Arbeit. Selbstverständlich soll man nun nicht etwa alle Besenstiele so lang machen, daß man dabei Möbel anstößt und Lampen zertrümmert. Auch hier gilt als einzige Weisheit die Anpassung des Arbeitsgerätes an den Menschen.

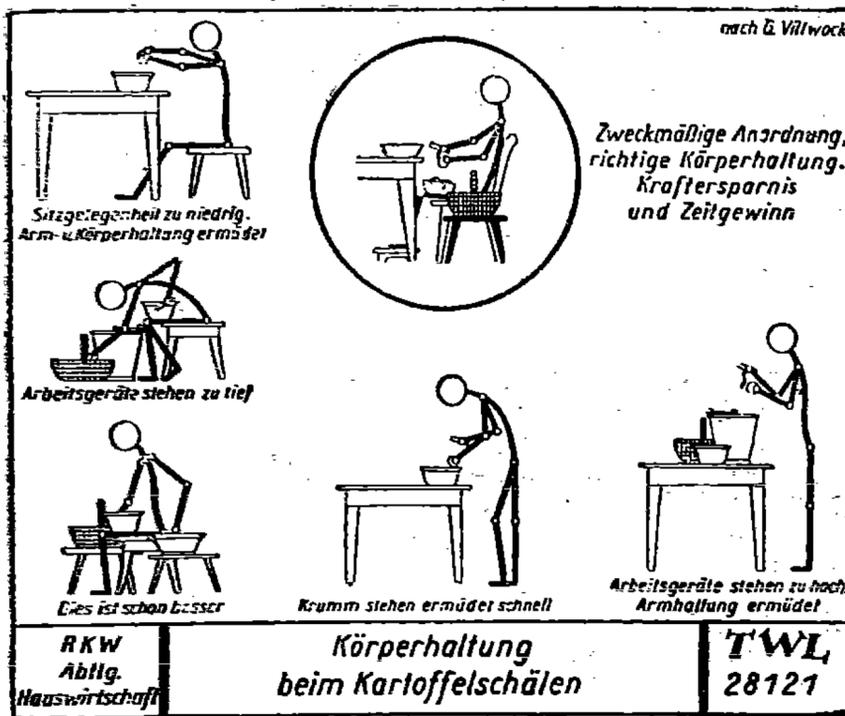
im Sitzen plätten will, dann muß das Plättbrett niedriger sein als ein gewöhnlicher Tisch, und zwar schägungsweise nur 65 bis 75 Zentimeter vom Erdboden.



RKW  
Abtlg.  
Hauswirtschaft

Körperhaltung  
beim Wäscheaufhängen

TWL  
28118



RKW  
Abtlg.  
Hauswirtschaft

Körperhaltung  
beim Kartoffelschälen

TWL  
28121

Da wir gerade beim Aufwischen sind, wollen wir eine andere Möglichkeit betrachten. Beim Aufwischen unter Schränken, Betten und überall dort, wo größere Flächen unter anderen Möbeln zu reinigen sind, muß man sich bücken. Denjenigen, denen das Bücken sehr schwer fällt, also namentlich älteren Frauen, die an starkem Blutandrang zum Kopf leiden, denen kann ruhig empfohlen werden, sich dabei mit einem Knie auf den Fußboden zu stützen. Da es sich hierbei durchweg um kürzere Arbeitszeiten handelt, ist auch nicht zu befürchten, daß körperliche Schädigungen des Knies, etwa Entzündungen und dergleichen, eintreten. Junge Frauen und Mädchen werden natürlich kaum geneigt sein, sich bei dieser Arbeit hinzuknien, namentlich auch deshalb nicht, weil ja auch die nicht sehr große Gefahr besteht, sich das Kleid oder die Strümpfe beim vorübergehenden Sinknien anzuschmutzen.

Man erziehe sich dazu und halte auch andere dazu an, so zu arbeiten, daß die Körperkräfte nicht durch unzumutbare Körperhaltung unnützlich erschöpft werden.

(Aus „Hauswirtschaftlicher Lehrdienst Nr. 1 des Reichskuratoriums für Wirtschaftlichkeit“.)

## Bekanntmachung

Sonntag, den 17. Mai 1931, ist der 21. Wochenbeitrag fällig.

## Inhaltsverzeichnis

### Der Deutsche Metallarbeiter. Hauptteil:

Zum Jubiläum der Enzyklika „Rerum novarum“ (Prof. Dr. Th. Brauer), S. 305. Halt dem weiteren Druck auf den Metallarbeiterlohn! (Wbr.), S. 307. Lohnkürzung selbstverständlich! Gehaltskürzung unerhört! (Wbr.), S. 309. Das Schicksal der Deutschen Gesellschaft der Arbeitsbeschaffung (A. K.) S. 309. Die Lage der Hüttenpensionsklassen an der Saar (Hajer, Dillingen), S. 311.

### Branchenbewegung:

Die deutschen Uhrmachergehilfen am Scheideweg (...h., München), S. 312. Die deutsche und die internationale Diamantindustrie (S. B.), S. 312.

### Verbandsgebiet:

Unsere Frühjahrswerbung in Kuhlheim (Sch.), S. 313. Mehr Gerechtigkeit und soziales Verständnis für den Hochwald! (Sa., D.), S. 313. Men den gegen sozialistische Demagogie (B.), S. 314.

### Umshan:

Karl Hölterhoff † (...L.), S. 314. ... es bleibt schon etwas hängen (...L.), S. 314.

### Unterhaltung:

Die Siedlung Unitrusttown (Edwin Erich Dvinger), S. 313. Für unsere Jungen: Barbarossas Kreuzzug (Kontad von Holanden), S. 317.

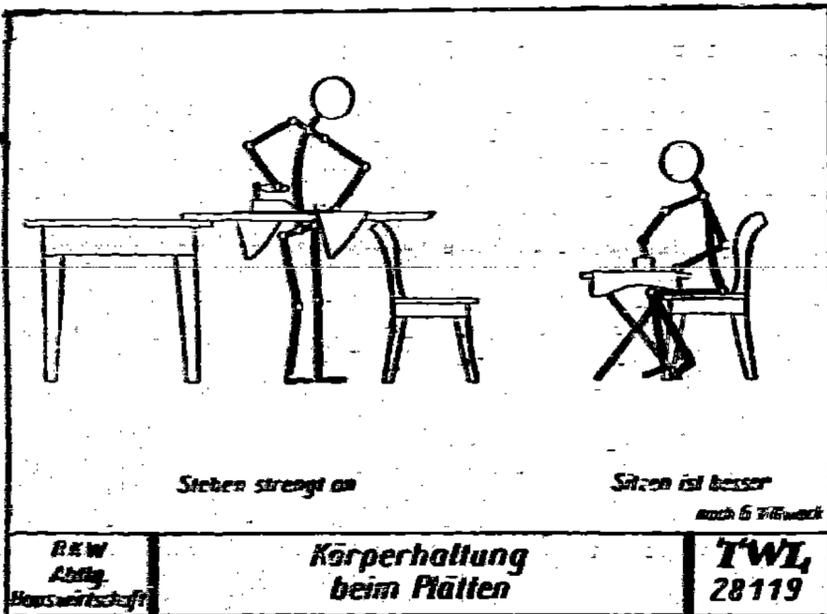
### Frauenleben:

Kuttertag im Schatten der Arbeitslosigkeit (Wie), S. 315. Der Arzt im Kinderwagen (Dr. Kayser), S. 316. Alles schon dagewesen — fast Den Affen (B.), S. 316. Die gesetzliche Vertretungsmacht der Ehefrau im Haushalt (Dr. Theodor Haut), S. 317. Etwas vom berühmten Doktor Eisenbart (L.), S. 319. Frauenarbeit leichter gemacht, S. 320.

### Bekanntmachung:

Seite 320.

Schriftleitung: Georg Wieber. — Verlag: Franz Wieber, Duisburg, Stapeltor 17. — Druck: Echo-Verlag und -Druckerei, e. G. m. b. H., Duisburg.



RKW  
Abtlg.  
Hauswirtschaft

Körperhaltung  
beim Plätten

TWL  
28119

Wir wollen noch einmal zum Kapitel Wäsche zurückkehren. Wenn die Wäsche fertig ist und sie ausgepült und ausgewrungen im Wäschkorb liegt, dann pflegt man sie gewöhnlich zum Trocknen auf eine Leine zu hängen. Hier besteht wieder die Möglichkeit einer maßlosen Vergeudung von Körperkräften. Wenn man sich nämlich zu jedem Stuhl besonders bückt, dann ermüdet man sehr schnell. Da die Arbeit in der Wäschfläche ohnehin recht mühsam ist, stellt dieses ständige Bücken zum Wäschkorb eine Mehrbelastung dar, die die Hausfrau sich wirklich sparen sollte. Ist es nicht eine Kleinigkeit, sich ein kleines Fahrgestell anzuschaffen und den Korb darauf zu stellen?

Man achte auch beim Bügeln immer auf Kraftersparnis. Warum muß man dabei stehen? Sitzen ist besser. Wenn man